Erlebtes und Geträumtes.

Zweiter Band.

Erlebtes und Geträumtes.

Novellen und Erzählungen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Inhaltsverzeichniß.

Tupa.

Da die jungen Officiere der Republik Chile so ziemlich dieselben sind wie jene anderer Länder, was, nebenher gesagt, auch mit anderen jungen Leuten der Fall ist, so war der Unterlieutenant Sennor Benito Laveaga höchlich zufrieden gestellt, als er eines schönen Morgens von seinem Obersten zurückkehrte, zu welchen er ganz unverhoffterweise beschieden worden war.

Dieser Oberst, der früher im Auslande gedient hatte, war ein wenig als Brummbär verrufen, und da Benito auf der andern Seite wieder ein wenig als Leichtfuß bekannt war, so drängten sich ihm verschiedene unklare Ideen von Nasen und analogen Gegenständen auf, als das Resultat seines Besuches bei seinem Chef.

Es erfolgte aber gerade das Gegentheil. Der Oberst empfing ihn außerordentlich freundlich und ertheilte ihm einen Auftrag, der Benito über=

raschte und gleichzeitig erfreute, und der in nichts Anderem bestand, als daß er den jährlichen Salzzoll an die araucanischen Indianer überliefern sollte.

Wir werden weiter unten berichten, was es mit diesem sogenannten Salzzolle für eine Bewandtniß hatte, müssen aber vorher die schwierige Aufgabe lösen, den geehrten Leser mit wenigen Worten die Bekanntschaft der araucanischen Indianer machen zu lassen, oder ihm dieselbe in's Gedächtniß zurückzurufen.

Quer durch die ganze chilenische Republik, das heißt von der Cordillera an bis zur See, und zwischen den chilenischen Provinzen Conception und Valdivia, befindet sich das Gebiet der Araucaner, und dasselbe beträgt etwa zwei Breiten- und eben so viel Längegrade, oder ungefähr tausend Quadrat-Leguas.

Diese Indianer sind niemals bezwungen worden, und früher die Spanier, sowie später die Chilenen, haben vergeblich alle Mittel aufgeboten, diese sogenannten Wilden zu cultiviren oder, was so ziemlich dasselbe, sie zu unterjochen und zu vertilgen.

Die Spanier zogen bereits in früheren Zeiten, stets näher und näher rückend, eine Linie von

befestigten Städten um das Gebiet der Araucaner.

Das Schwert und das Wort, zwei außerordentlich zweckmäßige Gegenstände für solche Zwecke, sollten von dort aus in Anwendung gebracht werden, um den Samen der Cultur auszustreuen. Aber in einer einzigen Nacht im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, überfielen die Araucaner gleichzeitig sieben dieser festen Plätze, zerstörten sie bis auf den Grund, und indem sie die Frauen und Kinder mit sich führten, tödteten sie sämmtliche waffenfähige Männer, die Greise und die Matronen.

Mit den Mädchen vermählten sich die Sieger, was wenig Schwierigkeiten machte, da die Araucaner so viele Weiber nehmen, als sie eben zu ernähren im Stande sind.

Die Kinder erzogen sie nach ihrer Art und Weise, und auch dies verursachte, eben deshalb, wenig Umständlichkeit.

Zu den übrigen Spaniern aber, mit welchen sie später wieder in Berührung kamen, sagten sie:

„Euer Stamm, wir sehen es wohl, ist klüger und geschickter als der unserige. Wir suchen

daher unsern Stamm durch Vermischung mit dem Euern aufzubessern."

Und in der That versicherte mir Professor Domeyko in Santjago, ein gegenwärtig noch lebender ausgezeichneter Gelehrter, daß mehrfach unter den Araucanern, und namentlich unter den Häuplingen Individuen getroffen werden, welche ganz unverkennbar den Typus der kaukasischen Race tragen.

Jene Aufbesserung vom Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts her hat also, wie man sieht, gut angeschlagen, und noch heute befolgen jene Indianer ein ähnliches Princip, indem sie von fremder Cultur dasjenige nehmen, was ihnen nützlich erscheint, aber streng Alles entfernt halten, was den fremden Culturträgern irgendwie einen Einfluß auf ihre Lebensweise gestatten könnte.

Ein Beispiel hiervon, und zugleich ein solches von der, zu gewissen Zeiten wenigstens, stattfindenden Höflichkeit der Araucaner giebt die Art und Weise, wie sie die christlichen Missionare empfingen. Man hat, trotz den Bemühungen dieser letzteren, eigentlich doch nur wenig zuverlässige Nachrichten über die Religion der Araucaner. Mit einiger Sicherheit kann indessen viel=

leicht angenommen werden, daß sie an ein höchstes Wesen glauben, das alle Dinge erschaffen hat, welches das Princip des Guten ist, und das sie Pillan nennen, und daß sie ein böses Princip, unter dem Namen Cuecuban, fürchten, eben so ferner, daß sie an eine Unsterblichkeit glauben. Mit der Verehrung dieser beiden Wesen aber ist es, nach den Begriffen anderer Menschen wenigstens, eben nicht weit her. Sie gießen bei ihren Zechgelagen die ersten Tropfen des Getränkes zu Ehren Pillan's auf die Erde, und eben so einige Tropfen Blut von bei ähnlichen Gelegenheiten geschlachteten Thieren. Mit Ausnahme einiger abergläubischer Ceremonien bei, Krankheit und anderen Unglücksfällen, scheint aber das ihr ganzer Cultus zu sein.

Sie haben keine Priester, keine Tempel und keine heiligen Haine, und vielleicht stehen sie in diesem Punkte einzig da unter allen übrigen Völkern.

Die frommen Väter aber, welche ihnen die Spanier und später die Chilenen sendeten, empfingen sie mit ausnehmender Artigkeit. Ueberraschend schnell willigten sie ein, sich taufen zu lassen, und als ihnen jene hierauf das Unstatthafte der Vielweiberei auseinandersetzten, waren

sie eben so rasch bereit, sich trauen zu lassen mit einer oder der andern ihrer bisherigen Gattinnen.

Später aber fanden die Missionare, daß diese Bereitwilligkeit von ihren Bekehrten fast bis zur Ungebühr ausgedehnt wurde, indem der bereits getaufte Araucaner sich noch zu verschiedenen Malen, von später eintreffenden Collegen, taufen ließ, und ebenso der Trauungsfeierlichkeit mit allen seinen Weibern, ja selbst mehrmals mit einer und derselben, sich unterzog.

„Warum sollen wir," sagten die Araucaner, „diesen Fremden, welche unsere Gäste sind, nicht diese kleinen, unbedeutenden Gefälligkeiten erzeigen, welche ihnen so großes Vergnügen zu gewähren scheinen und uns keinen Schaden bringen?"

Und als ein spanischer Mönch ihnen den Vorschlag machte, mit Werkleuten kommen zu wollen und eine Kirche zu bauen, zeigten sie sich sehr erfreut über den beabsichtigten Bau, verwahrten sich aber eben so entschieden gegen die in Aussicht gestellten Werkleute.

In Folge dessen entfernte sich der Mönch, lernte das Ziegelbrennen und das Mauern, kehrte nach Jahresfrist zurück und unterrichtete die Indianer in den Künsten, welche er so eben erlernt hatte. Auf diese Weise lernten die Araucaner

regelrecht bauen, was ihre Absicht war; als aber die Kirche endlich fertig geworden, war ihr Besuch ein unendlich sparsamer, und als sie mehrere Jahre darauf ein Erdbeben in Trümmer stürzte, dachte Niemand daran, sie wieder aufzubauen.

Die Araucaner stehen unter einer gewissen Anzahl einzelner Häuptlinge, aus welchen sie sich zur Zeit des Friedens nicht besonders viel zu machen scheinen, denen sie aber im Kriege unbedingten Gehorsam leisten, sowie in diesem Falle auch stets unter den einzelnen Stämmen eine vollständige Uebereinstimmung und Einigkeit herrscht, und dies sowohl, als auch ihre Art zu kämpfen, hat sie zu einem von jeher gefürchteten Feinde gemacht. Die Lanze der Araucaner ist zum Sprüchworte geworden, und man hegt vor derselben eine fast abergläubische Furcht, während auf der andern Seite, so treffliche Reiter auch die Chilenen sind, sie doch in dieser Hinsicht von den Araucanern noch weit übertroffen werden.

Da also die Indianer klug, tapfer und gleichzeitig Leute sind, welche zu Zeiten verzweifelt wenig Scherz verstehen, so war man stets von chilenischer Seite aus darauf bedacht, sie bei guter Laune zu erhalten, und unter verschiedenen Mitteln, welche man hierzu anwendete, befand sich

zu der Zeit, von welcher wir sprechen, der oben erwähnte „Salzzoll", welches Ding wir also nennen, da wir keinen andern Namen für dasselbe wissen.

In der Wirklichkeit verhielt sich die Sache also: Die chilenische Regierung sagte zu den einflußreichsten Häuptlingen: „In Eurem Gebiete befinden sich Salzlager. Wir wünschen, so lange Frieden zwischen uns ist, dieselben benutzen zu können, und wollen Euch jährlich eine gewisse Summe für die Erlaubniß auszahlen."

Wir wissen nicht, in welchem Theile von Araucanien sich diese Salzlager befanden, und es ist uns eben so unbekannt, ob die Chilenen dieselben häufig ausbeuteten, zuverlässig ist aber, daß die araucanischen Häuptlinge ausnehmend friedliebend gesinnt wurden, da die Salzausbeute und die „gewisse für dieselbe entrichtete Summe" Dinge waren, welche nur existirten, so lange Frieden war.

Das ist dasjenige, was wir Salzzoll genannt haben.

An jenem Morgen aber, an welchem Benito Laveaga zu seinem Oberst berufen worden war, sprach der Letztere, nachdem er ihn im Allgemeinen mit seiner Aufgabe bekannt gemacht hatte, etwa Folgendes:

„Man hat mir die Wahl gelassen, welchen von meinen Officieren ich zu jenen spitzbübischen Indianern senden wolle, und ich habe absichtlich Sie gewählt.

„Die Regierung hat gegenwärtig mehr zu sorgen und zu thun, als mit diesen uncultivirten Subjecten Krieg zu führen, und man sucht sie deshalb zur Zeit bei guter Laune zu erhalten.

„Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, in welcher wir eine andere Sprache mit den Herren Araucanern sprechen werden.

„Suchen Sie sich daher ein wenig in ihrem Lande umzusehen.

„Sie sind ein muthiger junger Mann, Sie haben, wie ich höre, merkwürdiges Glück bei den Frauen, nnd wie man mir sagt, vermögen Sie große Mengen geistiger Getränke zu sich zu nehmen, welches bei unseren jungen Leuten nicht häufig der Fall ist."

Benito zog die Schulter und machte eine halb entschuldigende, halb verneinende Miene, allein der Oberst fuhr fort:

„So wenig ich diese beiden letzen Eigenschaften eigentlich liebe, können sie Ihnen im gegenwärtigen Falle doch von großem Nutzen sein.

„Diese Wilden sind ganz unmäßige Zecher. Sie halten Trinkgelage, in welchen sie Chicha, das heißt Aepfelwein, und ein anderes, auf höchst ekelhafte Weise aus Mais bereitetes, gegohrenes Getränk in enormen Quantitäten zu sich nehmen, und diese Gelage dauern oft drei bis vier Tage, ja noch länger. Wenn Sie bei einer solchen Gelegenheit wacker aushalten, können Sie vielleicht von irgend einem Trunkenen merkwürdige Aufschlüsse erhalten.

„Dann haben diese Menschen stets eine ganze Schaar von Weibern. Ich halte es für nicht statthaft, weiter auf diesen Punkt einzugehen, zuverlässig aber ist Ihnen bekannt, daß die Zunge einer Frau, so viel Unheil sie sonst wohl anstiften mag, bisweilen dennoch außerordentlich nutzbringend verwendet werden kann.

„Es werden Sie sechs Soldaten bis zur Grenze begleiten, die Häuptlinge aber, welche von Ihrer Ankunft bereits in Kenntniß gesetzt sind, gestatten Ihnen nur, in Begleitung eines einzigen Dieners das Land zu betreten. Auch wird man Sie nicht weit in dasselbe eindringen lassen, sondern Sie ohnfern der Grenze beschäftigen und aufhalten.

„Suchen Sie trotzdem weiter vorzugehen.

Machen Sie sich mit dem Terrain bekannt, durchforschen Sie das Dickicht jener Wälder, die Hochebenen und die verborgenen Schluchten und Schlupfwinkel des Landes.

„Wir werden das Alles später trefflich benutzen können.

„Längere Zeit haben wir keinen Krieg mit jenen blut- und beutedurstigen Schurken geführt, aber dennoch wissen wir nur zu gut, auf welche Weise sie zu kämpfen pflegen. Der einrückende Feind sieht längere Zeit durchaus nichts Verdächtiges und wird fast sorglos. Endlich erblickt er einige weidende Pferde, dann erscheinen ganze Heerden derselben, welche harmlos ihr Futter zu suchen scheinen und näher und näher kommen. Plötzlich aber sitzt auf jedem dieser Thiere ein schwarz bemalter Teufel, der mit flatterndem Haar und mit wüthendem Geschrei sich auf seinen Gegner stürzt, und denselben nur zu sicher mit seiner verwünschten Lanze durchbohrt, welche er im Grase nachgeschleift hat, während er selbst, an Gurt, Schweif und Mähne seines Pferdes sich haltend, vorher unsichtbar war.

„Diese schändlichen Lanzen! Sie haben eine Länge von zwanzig Fuß, sind aus leichtem Rohre gefertigt, und haben ohnweit der Spitze kaum

einige Linien Stärke. Aber der Araucaner fängt einen in die Luft geworfenen Apfel mit derselben auf, und während er die Spitze vielleicht nur einen halben Zoll in die Frucht eindringen läßt, durchbohrt er ein ander Mal den stärksten Mann mit derselben Leichtigkeit, und ist im Stande, eine erbsengroße Stelle am Körper seines Feindes zu bezeichnen, welche er treffen will.

„Dabei ist diese Lanze auf keinerlei Weise zu pariren. Der Araucaner versetzt beim Angriffe den dünnen und schwankenden vorderen Theil derselben in eine rotirende Bewegung, so daß man keine Spitze, sondern eine sich drehende Scheibe zu sehen glaubt, aber er trifft seinen Gegner mit einer leichten, kaum sichtbaren, schnellenden Bewegung seines Handgelenkes.

„Von welchem Vortheile wäre es, wenn Sie einem Scheingefechte dieser Wilden beiwohnen könnten, oder wenn Sie Unterricht erhalten würden hinsichtlich der Führung jener furchtbaren Lanze!

„Welche Augen würden diese Heiden machen, wenn wir sie plötzlich mit ihren eigenen Waffen bekämpfen würden!

„Aber gehen Sie jetzt mit Gott," schloß der Oberst, „den Nebenzweck Ihrer Sendung braucht

Niemand zu wissen, was aber Ihren Urlaub betrifft, so lautet derselbe auf unbestimmte Zeit, und Sie mögen ausbleiben, so lange Sie es eben für zweckdienlich halten."

Als Benito nach diesem Gespräche mit seinem Obersten die Kaserne erreicht hatte, war er bereits selbst Oberst eines Regiments Lanzenreiter, welche genau nach den Principien organisirt waren, die er den Araucanern abgelauscht hatte. Die Wirklichkeit entzog ihn aber diesen Träumen, indem er alle Hände voll zu thun hatte, um sich für seine Abreise zu rüsten, die Leute auszuwählen, welche ihn begleiten sollten, und zugleich einen zärtlichen Abschiedsbesuch abzustatten bei der Sennorita Francisca Ramirez, einer jungen Dame, welcher er in der letzten Zeit mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen angefangen hatte.

Francisca bestürmte ihn mit Fragen über das Ziel und den Zweck seiner Reise, aber er blieb fest und verrieth sein Geheimniß nicht, obgleich er merken ließ, daß er zu einer hochwichtigen Sendung bestimmt worden sei.

„Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken," sagte er, als er endlich ging. „Es kann sein, daß ich ein halbes Jahr ausbleibe, und

länger, aber das, was ich mitzubringen hoffe, setzt mich vielleicht in Ihren Augen in ein günstiges Licht, und ich dürfte dann die lange Trennung von Ihnen selbst als die Ursache meines Glückes betrachten."

Die junge Sennorita entließ ihn halb zärtlich, halb schmollend, und bereits am andern Tage wußte halb Valparaiso, daß der Lieutenant Benito Laveaga, mit Aufträgen von der ungeheuersten Wichtigkeit, außer Land geschickt worden sei, und während die älteren Leute die Köpfe schüttelten, und die jüngeren gelinde Anwandlungen von Neid empfanden, erschöpften sich beide in Vermuthungen.

Man brachte Benito's Reise mit der demnächst stattfindenden Präsidentenwahl in Verbindung, da man Unruhen bei derselben befürchtete.

Man ließ ihn nach Peru reisen, um eine Vereinigung beider Republiken anzubahnen, und Andere sprachen, in gleichem Sinne, von Buenos Ayres, oder von Bolivien.

Einige endlich sagten mit Stirnrunzeln, sie wollten nicht hoffen, daß man den jungen Mann nach Spanien schicke, um das Vaterland wieder unter spanisches Joch zu bringen. Aber der gegenwärtigen Regierung sei Alles zuzutrauen.

Das waren die Männer der ständigen Opposition, die Baituschkas, die Väterchen des Vaterlandes, mit krampfhaften, unerfüllten Mitregierungsgelüsten, eine Species, welche allenthalben vorgefunden wird auf der Erde, wo es nur halbwegs etwas giebt, was einer Regierung ähnlich sieht.

Während man sich aber auf diese Weise in nutzlosen und ungegründeten Vermuthungen erschöpfte, näherte sich Benito mehr und mehr dem Ziel seiner Reise, und am Abende des achten Tages sah er bereits in einiger Entfernung die riesige Auracaria ihren halbkugelförmigen Gipfel zum Himmel erheben.

Das war die Grenze des araucanischen Gebietes, und so weit war er früher bereits einmal mit einer Abtheilung Soldaten gekommen, aber weiter weder er, noch einer seiner Leute.

Er machte Halt, man lagerte sich im Freien, speiste von den mitgebrachten Vorräthen, am andern Morgen aber erklärte Benito seinen Leuten, daß er ihrer Begleitung von nun an nicht mehr bedürfe, und daß sie zurückkehren sollten, während er mit seinem Diener sich zur Küste begeben würde, wo ein Schiff in Bereitschaft läge, auf welchem er seine Reise weiter fortsetzen müsse.

Obgleich nicht wenig erstaunt, befolgten die Soldaten dennoch seinen Befehl, und jetzt erst, nachdem er sie aus dem Gesichte verloren hatte, eröffnete er José, seinem Diener, das Ziel ihrer Reise, und gab demselben verschiedene Verhaltungsregeln, während Beide ihre Pferde bestiegen hatten und der verhängnißvollen Araucaria stets näher und näher kamen.

Eigenthümliche Gefühle begannen jetzt in dem jungen Manne aufzutauchen, nachdem die Grenze seines Vaterlaudes hinter ihm lag und er den Schauplatz seiner Thätigkeit betreten hatte. Zwar hatte er bereits in den letzten Tagen seiner Reise nur wenige von Menschen bewohnte Gegenden getroffen, aber hier schien die Stille und Einsamkeit einen ganz andern Charakter zu besitzen, als dort. Lautlos schritten die Pferde über den weichen, moosigen Boden, keine Spur eines lebenden Wesens ließ sich erblicken, und selbst das Laub der Waldbäume wurde nicht durch den leisesten Lufthauch bewegt.

Aber nicht allein diese wunderbare, ja fast heilige Stille war es, welche das Herz des jungen Mannes so eigenthümlich ergriff. Die ganze Waldlandschaft, welche ihn jetzt umgab, wirkte

mächtig auf ihn ein, denn niemals hatte er solche Waldespracht erblickt.

Die riesige Auracaria, welche die Grenze bezeichnete, schien nur ein Vorläufer zu sein ihrer Schwestern, die jetzt die Pracht ihrer säulenartigen Stämme zur Schau trugen, welche, wie Ercilla singt, glatt sind wie der Mast eines Schiffes und unbiegsam gleich der Marmorsäule eines Tempels, während in ihrem Gipfel ihre Früchte, die Pinonen, reifen, die Brotfrucht der Araucaner.

Dann prangte dort die mächtige Rotheiche, el Roble in der Landessprache, die nicht selten eine Höhe von achtzig Fuß erreicht, und neben ihr, ihre Zwillingsschwester und ihr zum Verwechseln ähnlich, stand die Rauli, gleich jener die starken und knorrigen Aeste weit von sich streckend.

Die Stämme dieser Bäume waren mit einer unzähligen Menge von Schmarotzerpflanzen und von Schlinggewächsen überzogen, die nicht selten in zierlichen Gewinden die Aeste umschlangen und, ansteigend bis zum Gipfel, von dort aus wieder zurückkehrten, um hierauf, an einem andern Baumriesen abermals emporkletternd, dasselbe Spiel zu wiederholen.

Dann sah Benito, wie der wohlriechende Lorbeerbaum seine tief dunkelgrüne Blätterpracht

entfaltete, er bewunderte die geschmeidigen Blattformen des Cingue, den Peumo mit seinen hochrothen Beeren, und die Myrten, reichlich vertreten durch vielfache Arten und eine wundervolle Abwechselung bietend durch Blatt, Blüthe und Frucht, alle aber übertroffen von ihrer Königin, der Luma, die weithin einen trefflichen Wohlgeruch verbreitet, die mit einer Anzahl von glänzend weißen Blüthen übergossen ist, und deren Rinde eine prachtvolle rosenrothe Farbe trägt.

Bisweilen wichen die Bäume zurück und gaben tiefgrünen Waldwiesen Raum, und rückte der Wald dann wieder näher, so schien er verändert und meist aus zierlichen, kleinen Tannen gebildet. Der Avellano mit seinen hellgrünen, schlank geformten Blättern und mannichfach gefärbten Früchten, der Canello, ausgezeichnet durch die Regelmäßigkeit, mit welcher er seine Aeste ausbreitet, und meist umschlungen von der schönsten aller Schlingpflanzen, der Copigne, welche ein aus scharlachrothen Blüthen geflochtenes Gewinde zu sein scheint, und hundert andere kleinere Baumarten und zierliches Gesträuch ersetzten hier die gigantischen Formen von vorhin.

Wieder an anderen Stellen schien der Wald eine Masse geworden zu sein durch eine ungeheure

Menge von Schlinggewächsen, welche Stamm- und Astwerk aller Bäume verflochten und von den Gipfeln derselben wieder auf die Erde stiegen, und sich durch neu geschlagene Wurzeln zu kräftigen schienen, um ihr Werk auf's Neue zu beginnen.

Benito blickte verwundert und entzückt auf diese ihm ganz neue Welt, und nachdem er die Bewohner dieser Wälder glücklich gepriesen hatte, begannen allerlei kleine Annexionsgelüste in ihm aufzusteigen.

„Diese dummen Wilden," sagte er zu sich selbst, „sind eigentlich gar nicht würdig, die Herren dieser prachtvollen Gegend zu heißen. Sie begreifen und fassen auf keinen Fall ihren Werth. Stumpfsinnig gaffen sie auf alle diese Schönheiten, und gedankenlos betritt ihr ungeschlachter Fuß diese reizenden Pfade. Aber Geduld! Wir werden uns ein wenig umsehen, wir werden Pläne dieser Berge und Schluchten zeichnen, wir werden lernen, wie diese Indianer ihre Lanzen führen, wie sie den Feind angreifen, und wenn wir gelernt haben, ihre einfältige Sprache zu sprechen, müßte es doch sonderbar zugehen —"

„Seid willkommen auf dem Gebiete der Araucaner, Sennor Officier," sagte in diesem Augen-

blicke dicht neben Benito eine Stimme in spanischer Sprache, „seid willkommen, und erlaubt, daß ich Euch zu denen geleite, welche Euch erwarten.“

Benito zog unwillkürlich die Zügel seines Pferdes so heftig an, daß es sich bäumte, denn er war erschrocken, wie das wohl so ziemlich Jedem begegnen wird, der so plötzlich und unerwartet angesprochen wird. Im andern Augenblicke und als er sich hierüber zu ärgern begann, bemerkte er aber, gewissermaßen zu seiner Beruhigung, daß es seinem Diener gleich ihm ergangen sein mußte, denn auch jenes Pferd bäumte sich hoch auf.

Die beiden Araucaner, welche so geräuschlos herbeigekommen waren, schienen nichts weniger zu bemerken als die Bestürzung, welche sie veranlaßt hatten, sondern ritten schweigend und mit abgenommenen Mützen neben Benito und seinem Diener, und nachdem der Erstere den Gruß des Indianers erwidert hatte, sagte dieser:

„Da Ihr Eure Leute ohnfern unserer Grenze zurückschicktet, so schlossen wir, daß eine zahlreiche Begleitung Euch lästig wäre, und kommen deshalb auch nur zu Zweien.“

„Die Schlingel haben mich also schon im Auge gehabt, noch ehe ich ihr Gebiet betreten,“

dachte Benito, „und spielen noch dazu die Unschuldigen, indem sie thun, als wüßten sie nicht, daß mir nur ein Mann zur Begleitung gestattet ist.“

Er sagte indessen nichts hierauf Bezügliches, sondern begann mit seinem Begleiter über die Schönheiten des Waldes zu sprechen, durch welchen sie dahin zogen.

Der Araucaner verbeugte sich:

„In Eurem glorreichen Vaterlande befinden sich, wie wir erfahren haben, die schönsten Wälder der Welt,“ sagte er.

Dann fragte Benito nach dem Namen eines Baumes, der ihm unbekannt war.

„Wer kann die Namen aller Bäume behalten!“ versetzte der Indianer, indem er die Schulter zog.

Jetzt ritt man an einem Gehölze der Coligue*) vorüber, welches so dicht war, daß es schien, als könne man nicht mit der flachen Hand zwischen den einzelnen Stämmen eindringen.

„Ah,“ rief der junge Chilene, „dies ist das

*) In der That bildet diese Bambusee, welche eine Höhe von 30 bis 40 Fuß erreicht, nicht selten ein so undurchdringliches Buschwerk, daß man eher eine feste Wand vor sich zu haben glaubt, als ein Stück Pflanzenwuchs. Die gefürchtete Lanze der Araucaner ist aus diesem Rohre gefertigt.

Rohr, aus welchem Ihr Eure berühmten Lanzen verfertigt!"

Der Araucaner schlug mit allen Anzeichen der Bewunderung die Hände zusammen, als habe er jetzt erst die großen silbernen Sporen Benito's erblickt.

„Sennor," sagte er mit entzückter Miene, „nie in meinem Leben habe ich so außerordentlich schöne und kostbare Sporen gesehen, als die Eurigen!"

Benito schwieg jetzt, und nach nicht langer Zeit öffnete sich der Wald und ließ Fruchtfelder, und in einer geringen Entfernung ein ziemlich großes Dorf erblicken.

Die beiden Araucaner erklärten jetzt mit höflichen Worten, daß sie vorausreiten und die Ankunft der geehrten Gäste verkünden wollten, und nachdem sie sich entfernt hatten, sagte José lachend zu seinem Herrn:

„Ich habe in meinem ganzen Leben keinen einfältigeren Burschen getroffen, als diesen Wilden. Er hat mir auf alle meine Fragen nicht eine einzige vernünftige Antwort gegeben."

„Und ich," erwiderte Benito, „habe niemals größere Spitzbuben gesehen, als diese beiden Kerle. Erfahren habe ich bis jetzt nur das Eine,

daß ich nicht ihre Sprache zu lernen brauche, um von ihnen gefoppt zu werden."

Die „berühmte" Lanze sah er jetzt übrigens zum ersten Male, und das zwar an seinen beiden Begleitern selbst, die vor ihm dahin ritten. Sie hing an einem dünnen, bis zur Erde reichenden Lederriemen vom Sattel, und wurde auf dem weichen moosigen Boden des Waldes unbemerkt mit fortgezogen. Als die Indianer das Dorf erreicht hatten, nahmen sie die Waffe auf und führten sie nach Art unserer Lanzenreiter.

Benito sah jetzt, daß fast alle Häuser des Dorfes mit einer Art von Palissadenzaun umgeben waren, und daß man durch ein großes Thor in das Gehöfte gelangte. Das eigentliche, meist aus gebrannten Steinen aufgeführte Wohnhaus stand in der Mitte des eingefriedigten Raumes, und zu beiden Seiten niedere Gebäude, welche zum Theil ebenfalls bewohnt schienen, theilweise aber offenbar Vorrathshäuser oder Scheunen waren. Einfachere und nicht mit einem Zaun umgebene Wohnungen schienen ärmeren Leuten anzugehören, der ersteren waren aber mehrere, und alle diese Häuser lagen in ziemlich weitem Abstande, wohl hundert Schritte weit von einander entfernt. Benito wunderte sich einer=

seits über die Reinlichkeit, welche allenthalben herrschte, und war eben so erstaunt, daß viele größere Häuser mit Glasfenstern versehen waren, am meisten aber fiel ihm auf, daß Niemand seine Ankunft zu bemerken schien, und daß sich keine Neugierigen versammelten, um ihn in Augenschein zu nehmen. Nur einige Male kam es ihm vor, als werde er von einem der kleineren Seitengebäude aus beobachtet.

Er hatte indeß nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen, denn er erblickte jetzt seine beiden früheren Begleiter, welche sich zu beiden Seiten eines Thores aufgestellt hatten, und unter demselben stand ein Mann, der unzweifelhaft ein Häuptling war, welcher ihn erwartete.

Er trug, wie die Anderen, den Poncho und lange weite Beinkleider von Linnen, und sein Haupt war mit einer hohen und spitzen Filzmütze bedeckt, aber sein Poncho war von einem äußerst feinen Gewebe, welches Benito, als Chilene, wohl zu schätzen wußte, und in seinem Gürtel steckte ein kostbares mit Silber und Gold reich verziertes, langes, dolchartiges Messer.

Es ist in Chile sowie überhaupt allenthalben an der Westküste Südamerikas Gebrauch, in kein Haus, keinen Hofraum, keinen Garten und

überhaupt nirgends einzutreten, ja selbst nicht vom Pferde zu steigen, wenn man nicht durch Rufen oder Pochen sich vorher bemerkbar gemacht, und vom Eigenthümer die Erlaubniß hierzu erhalten hat, und diese Sitte wird selbst von den nächsten Anverwandten des Hauses strenge aufrecht erhalten.

Im gegenwärtigen Falle jedoch erschien eine Anfrage überflüssig, denn der Häuptling trat, als Benito herangekommen war, auf ihn zu, lud ihn ein abzusteigen, begann aber nun alsbald ein anderes Ceremoniel, welches nur in Araucanien gebräuchlich, und von welchem Benito zwar gehört hatte, das er aber keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung kannte.

Es bestand dies in einer Anzahl von Fragen nach dem Wohlbefinden und guten Stande von Individuen und Gegenständen, an welchen der Gast möglicher=, ja häufig fast unmöglicherweise einiges Interesse haben konnte.

Der Häuptling frug ihn nach seinem eigenen Wohlbefinden, nach dem seiner Eltern, seines Großvaters und seiner Großmutter, seiner Weiber und seiner Kinder!

Benito versetzte, daß seine Eltern längst gestorben, und daß er selbst weder Weiber noch

Kinder besäße, worauf der Häuptling sich würdevoll lächelnd verbeugte und sagte:

„Schön, sehr schön!"

Dann frug er nach dem Befinden seiner Pferde, seiner Hunde, seiner Katzen und nach dem Stande seiner Heerden.

Benito, der jetzt ein wenig zu begreifen begann, erklärte ernsthaft, daß die Gesundheit aller dieser Thiere nicht das Geringste zu wünschen übrig lasse.

„Wie aber," sagte der Häuptling mit besorgter Miene, „wie ist der Bestand Eurer Felder, Eurer Wiesen, Eurer Kleeäcker, wie stehen Eure Obstpflanzungen, Euere Gemüse, Euere Weinberge? Wie stehen jene Euerer Freunde und Verwandten, und wie habt Ihr überhaupt alle Felder und Pflanzungen auf Eurem Wege zu uns gefunden?"

Benito, der sich, wie die meisten jungen Leute, um nichts weniger als um den Stand der Agrikultur gekümmert hatte, erklärte dennoch, wie er zu seiner großen Befriedigung wahrgenommen habe, daß der Stand aller Früchte allenthalben ein äußerst vortrefflicher sei und die ausgezeichnetsten Ernten verspräche, worüber der Häuptling eine außerordentliche Freude bezeigte, dann

aber schweigend und ohne sich zu rühren vor Benito stehen blieb.

Da dieser nun die Personen und Gegenstände erfahren hatte, nach welchen auch er jetzt den Häuptling fragen müßte, so that er dies in derselben Reihenfolge, erhielt die befriedigendsten Antworten, und endlich umarmte ihn der Häuptling zweimal auf äußerst förmliche Weise, und lud ihn ein, seine geringe Wohnung mit seinem Besuche zu beehren.

„Schön," dachte Benito, „wenn Alles hier im Lande auf diese umständliche Weise betrieben wird, so werde ich ein Jahr lang Zeit haben mich umzusehen, und unser Geldgeschäft wird ohne Zweifel nicht vor einigen Monaten in Angriff genommen werden."

Er war daher einigermaßen erstaunt, als der Häuptling, sobald man die Stube betreten hatte, ohne weitere Umschweife sagte:

„Ihr habt das Geld, und ich habe die Quittung, tauschen wir also aus!"

Er überreichte bei diesen Worten Benito eine aller Form entsprechende, trefflich geschriebene und mit der Namensunterschrift verschiedener Häuptlinge versehene Quittung, und diesem blieb nichts

übrig, als sein Geld aus dem Gürtel zu ziehen und aufzuzählen.

Der Häuptling überflog die Summe mit dem Blicke eines gewandten Geschäftsmannes, schob sie schweigend in seine Tasche, und nachdem der junge Officier seine Quittung ebenfalls eingesteckt hatte, war das Geschäft in wirklich überraschender Weise abgemacht, und nachdem Geld und Quittung verschwunden, öffnete sich eine Thür, drei oder vier junge Frauen traten ein, und es wurden nun rasch alle Vorbereitungen zu einem Mahle getroffen.

„Wahrhaftig," dachte Benito, „Alles geht hier wie am Schnürchen, und es will scheinen, als sei Jedem seine Rolle im Voraus zugetheilt, jedoch, wir werden sehen!"

Dem Mahle that der junge Mann übrigens alle Ehre an und fand, daß die Bereitung der Speisen sich kaum in etwas von der in Chile gebräuchlichen unterschied. Auch die Stube, in welcher man sich befand, glich vollkommen jener eines wohlhabenden Landmannes in seinem Vaterlande.

Was die eingetretenen Frauen oder Mädchen betraf, so bedienten sie schweigend und unterwürfig die beiden Männer, welche allein Platz

genommen hatten, und in der That ging wirklich Alles vortrefflich, denn der Häuptling wechselte keinen Blick, viel weniger ein Wort mit einem der dienenden Geister.

Im Uebrigen trank man blos Wasser, und Benito dachte, daß er auf diese Weise kaum im Stande sein werde, irgend Jemand niederzutrinken, um ihm ein Geheimniß zu entlocken.

„Wollt Ihr mich nicht mit Eurer Familie bekannt machen?“ sagte er endlich, nachdem das Mahl, wie es den Anschein hatte, beendet war.

Der Häuptling sah seinen Gast mit einem offenbar ungeheuchelten Ausdrucke des Erstaunens an.

„Familie?“ sagte er.

„Nun,“ erwiderte Benito zögernd, „ich meine Eure liebe Frau und die lieben Kinder.“

Nach einigen Augenblicken schien der Araucaner zu begreifen. Er stieß einen eigenthümlichen langgezogenen Kehllaut aus.

„Ich habe gegenwärtig,“ sagte er, „da schlechte Zeiten und Alles theuer, nur fünf Weiber außer denen, welche uns das Essen brachten, und die Kinder, —“ er ließ abermals jenen Kehllaut hören, „die Kinder!“

Es kam Benito vor, als unterdrücke sein

Gastfreund gewaltsam ein Lächeln über dieses sonderbare Begehren seines Gastes, indessen fügte er sogleich mit großer Höflichkeit hinzu:

„Wenn es Euch aber gefällig ist, so wollen wir zu unseren jungen Leuten gehen, welche vor Begierde brennen, Euch kennen zu lernen.“

Benito erwiderte, daß ihm dies das größte Vergnügen bereiten würde, und folgte dem Häuptlinge, der ihn durch das Dorf und auf den ziemlich nahe gelegenen Wald zuführte.

Es schien das Dorf jetzt nicht mehr so vollkommen menschenleer zu sein, als vorhin beim Einzuge Benito's. Einige Frauen und etliche, wie es schien, alte abgelebte Männer kauerten vor ein paar Häusern, aber Niemand erhob sich, die Vorübergehenden zu begrüßen, nur kam es Benito vor, als blickten die Frauen verstohlen nach ihm hin.

„Es ist doch wenigstens etwas,“ sagte er zu sich selbst.

Dann suchte er ein Gespräch mit dem Häuptling anzuknüpfen, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, sagte er:

„In dieser Dorfschaft mögen wohl an fünfzig bis sechzig streitbare Männer vorhanden sein?“

„Hm,“ versetzte der Häuptling, „es kömmt

vor, daß bisweilen selbst Greise und Knaben fechten, zu anderen Zeiten wieder bedarf man nur weniger Krieger."

Da man eben an einem der letzten Häuser des Dorfes vorüberkam, dessen Hofraum mit hohen und starken Palissaden umgeben war, so blieb Benito einen Augenblick stehen, und indem er auf die derben in die Erde gerammten Pfähle zeigte, bemerkte er:

„Wenn das Dorf angegriffen werden würde, müßte dies ein treffliches Vertheidigungsmittel abgeben."

„Wer wird das Dorf angreifen?" erwiderte sein Begleiter, indem er freundlich lächelnd die Schulter zog und schweigend weiter schritt.

Benito schwieg, einigermaßen verstimmt, ebenfalls.

Der Häuptling hatte ihn mit einem Schwalle einfältiger Fragen empfangen, und mit dem abgeschmacktesten Ceremoniell von der Welt, dann hatte er ihm sein Geld ohne alle Ceremonie abgenommen, und von dort an, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, hatte Benito eigentlich kein einziges Wort von Bedeutung von ihm vernommen, denn bei Tische sprach er von den Speisen,

oder forderte ihn zum Essen auf, und jetzt gab er ausweichende Antworten.

Dann stiegen bei dem jungen Chilenen allerlei Bedenken auf, bezüglich der so ausnehmend sauber geschriebenen Quittung, welche der Häuptling ihm ausgehändigt hatte.

„Sollte der braune Kerl mit seinen knorrigen Fingern solche Buchstaben malen können? Ich brächte es kaum so zusammen,“ dachte er. „Wir werden indessen sehen. Die jungen Leute, die vor Begierde brennen, mich kennen zu lernen, werden nicht so verstockt sein, wie dieser alte Spitzbube.“

Man hatte unterdessen den Wald erreicht und war nach kurzer Zeit wieder an eine fast kreisförmige, freie Stelle gekommen, woselbst sich etwa fünfundzwanzig bis dreißig Männer versammelt hatten.

Benito begriff, daß dies die „jungen Leute“ seien, welche seine Bekanntschaft machen wollten, gleichzeitig sah er, daß man beabsichtige, ein Zechgelag zu halten, und daß, wie es den Anschein hatte, jene offenbar durch die Kunst erweiterte Waldlichtung nicht selten zu dergleichen benutzt wurde.

Verschiedene große, vasenähnliche Gefäße von

gebranntem Thon, wie solche auch in Chile zur Aufbewahrung des Weines benutzt werden, standen ringsumher vertheilt, und die Männer hatten sich bereits gruppenartig um dieselben gelagert, und auch seinen José sah er unter denselben und glaubte zu bemerken, daß sich derselbe offenbar in der heitersten Laune befand.

Als aber der Häuptling mit seinem Gaste erschien, erhoben sich Alle und grüßten höflich, wenngleich nicht besonders unterwürfig, und während hierauf das bereits begonnene Fest seinen weiteren Fortgang nahm, führte der Häuptling Benito zu einem Steinsitze, offenbar zu einer Art von Ehrenplatze, wo selbst sich bereits der Araucaner befand, welcher ihn des Morgens im Walde empfangen hatte.

„Immer einzig und allein diese beiden langweiligen Menschen," sagte Benito zu sich selbst; als er aber sah, daß auch sein Diener sich in der Gesellschaft seines Begleiters von heute Morgen befand, dachte er, daß ohne Zweifel Keiner der Anderen der spanischen Sprache mächtig sei, und gab sich zufrieden. Bald fand er auch, daß seine Vermuthung ihn nicht getäuscht hatte, denn als er die Runde unter den auf der Erde Gelagerten machte, und mehrere derselben ansprach,

zogen jene entweder schweigend die Schulter, oder sie stießen sonderbare, ihm vollständig unverständliche Kehllaute aus. Er begab sich daher, nachdem er José ermahnt hatte, nicht zu viel zu trinken, wieder zu seinem Sitze zurück und war froh, wenigstens zwei Menschen zu haben, mit welchen er sprechen konnte.

Was das Getränk betraf, welches sich in den Thongefäßen befand, so kam dasselbe Benito anfänglich außerordentlich leicht vor, fast dem Wasser ähnlich, dann fand er es äußerst wohlschmeckend, und endlich glaubte er zu bemerken, daß kein anderer Wein ihn jemals so heiter gestimmt als dieser Aepfelwein, die Chicha.

Er fand übrigens, daß die Vorsicht, sich nicht betrunken machen zu lassen, ganz überflüssig war, denn Niemand trank ihm zu. Der Häuptling füllte einfach das zierlich geschnitzte, hölzerne Trinkgefäß Benito's, so oft er es geleert hatte, das war Alles, und auch unter den übrigen Zechenden kam, so viel er bemerken konnte, nichts vor, was dem anderwärts gebräuchlichen Zutrinken ähnlich war, ja selbst die Libationen, welche, wie man ihm gesagt hatte, die Indianer dem guten Geiste bringen sollten, konnte er nicht wahrnehmen.

Daß die jungen Leute, welche so große Sehnsucht trugen, ihn kennen zu lernen, jetzt sich nicht im mindesten um ihn zu kümmern schienen, erschien ihm nicht besonderes auffällig. Wahrscheinlich wollten sie ihn einfach sehen, dann sprachen sie ja seine Sprache nicht, und überdies bestand die überwiegende Mehrzahl dieser sogenannten jungen Leute aus Individuen, welche wenigstens noch einmal so alt waren als er selbst.

Er bedurfte auch dieser auf dem Boden liegenden Wilden gar nicht, denn er befand sich trefflich in der Gesellschaft seiner zwei alten Freunde, der Häuptlinge, denen er jetzt zutrank, und welche bereitwillig eingingen auf seine stets wachsende Heiterkeit.

Wie hatte er sich in den Beiden geirrt!

Kaum gab es fidelere Bursche, und sie waren jetzt, wahrscheinlich in Folge der Chicha, äußerst gesprächig geworden, so daß es ihm bisweilen vorkam, als befände er sich zu Valparaiso in der Kaserne bei seinen Freunden und Kameraden, und in der That sprach man auch vorzugsweise von den Dingen, welche jene interessirten.

Von der Stärke der Regimenter zum Beispiel und von der Vertheilung derselben im Lande.

Von der bevorstehenden Präsidentenwahl und von der höchst wahrscheinlich bei derselben stattfindenden Emeute, da Soldaten einen General und nicht, wie die Bürger, einen Advocaten haben wollten, und Benito fand nichts natürlicher, als daß seine Freunde, die Häuptlinge, ganz der Ansicht der Soldaten beipflichteten. Es waren ja selbst Krieger.

Als Benito am andern Morgen erwachte und sich auf einem fremden Lager und in einem ihm vollkommen unbekannten Gemache fand, besann er sich einige Augenblicke, kam indessen, da er eben kein Neuling mehr in dergleichen war, dem Grunde der Sache bald auf die Spur.

Weniger klar war ihm indessen der Zustand, in welchem er sich gegenwärtig befand, das heißt, er wußte nicht, ob er das allein hatte, für was es in seiner Muttersprache keinen Namen gab, obgleich es ihm so gut wie seinen Landsleuten bekannt war, oder ob er neben diesem, von uns Deutschen Katzenjammer genannten Dinge, nicht auch noch ein klein wenig betrunken sei.

Er kleidete sich an, und da er zu Hause Niemand traf, ging er auf die Straße, pfeifend, beide Hände in den Taschen seiner Beinkleider bergend, und seine Mütze auf's linke Ohr gedrückt.

Wieder war, mit Ausnahme einiger Frauen, Niemand auf der Straße zu sehen, und das Dorf schien wie ausgestorben.

„Entweder liegen die Bursche, die ich gestern zechen sah, noch alle auf der faulen Haut, oder sie sind nur hierherbernfen worden, um Parade zu machen," dachte Benito, „es ist mir aber gleichgiltig! Den alten Häuptling habe ich gestern hinlänglich angeschwindelt, ganz unbedingt giebt er mir die Erlaubniß, das Land zu durchreisen, und dann werde ich das und andere Dinge erfahren."

Hierauf fiel ihm ein Theil dessen bei, was er gestern mit dem Häuptlinge besprochen hatte, und endlich so ziemlich Alles. Er hatte ihm unter Anderem gesagt, daß er sich ein wenig in Araucanien umsehen wolle. Zwar war ihm jenes Antwort nicht vollkommen klar erinnerlich, doch glaubte er, daß er heute, wenn er seinen Wunsch wiederholen würde, sicher keine abschlägige Antwort bekäme. Der Häuptling war ein fideler. Kerl! Dann erinnerte er sich an die Schilderungen, welche er vom Stande der chilenischen Armee und von anderen Dingen gemacht hatte. Freilich hätte da Manches unterbleiben können, aber — er schlug es sich aus dem Sinn, brach

sich einen kleinen Zweig von einem Strauche, und schritt mit demselben umherfuchtelnd, wieder fürbaß.

Plötzlich hörte er, als er eben an einem kleinen und nicht mit Palissaden umgebenen Hause vorüberging, eine rauhe, scheltende Stimme und dazwischen Weinen und Wehklagen, und kurz darauf kam ein indianisches Mädchen schluchzend aus der Thür, welche heftig hinter ihr zugeschlagen wurde, und setzte sich auf eine Bank vor dem Hause, indem sie ihr Antlitz in beide Hände barg.

„Jetzt sehe ich doch wenigstens etwas Lebendes in dem Neste," dachte Benito, indem er auf das Mädchen zuging und vor ihm stehen blieb.

„He!" sagte er, indem er sie mit dem Zweige, welchen er in der Hand trug, berührte, „was giebt's, warum weinst Du?" Gleichzeitig aber lächelte er über sich selbst. „Sie versteht Dich ja nicht," dachte er; zu seiner großen Verwunderung aber blickte das Mädchen jetzt zu ihm auf und sagte in ziemlich gutem Spanisch:

„Ich weine, weil mich mein Vater geschlagen hat."

Die Verwunderung Benito's steigerte sich jetzt noch, als er sich die Gesichtszüge der zu ihm

Aufblickenden näher betrachtete. Trotz des unverkennbaren Typus ihrer Race, waren sie nichts weniger als unschön, und eben das Fremdartige machte auf ihn einen gewissen wohlgefälligen Eindruck.

„Warum hat Dich Dein Vater denn geschlagen?“ sagte er nun.

„Weil er betrunken ist,“ versetzte sie, „er macht es immer so, wenn das der Fall ist.“

„Da mußt Du heirathen!“ rief Benito, übermüthig scherzend. Aber das Mädchen erwiderte ernsthaft:

„Das bleibt sich gleich, denn dann schlägt mich mein Mann.“

„Oh,“ sagte Benito in einem Anfalle von Artigkeit und indem er die Kleine am Kinn faßte, „wenn ich Dein Mann wäre, ich würde Dich gewiß nicht schlagen.“

„So kaufe mich!“

Sie sah ihn bei diesen einfachen Worten so ernsthaft an, daß der junge Mann sicher war, sie scherze nicht. „Kaufe mich!!“ Sie machten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn, diese Worte. Allerdings war ihm bekannt, daß die Indianer ihre Weiber von deren Eltern oder nächsten Anverwandten kaufen, aber dieser sonderbare Ge=

brauch war ihm so unerwartet und rasch nahegetreten, daß er ihn fast erschreckte. Dann blickte er auf das Mädchen, und es kam ihm vor, als ruhten ihre großen dunklen Augen mit einem flehenden, wehmüthigen Ausdrucke auf ihm.

„Que disparate!“ (welche Tollheit) sagte er dann halblaut.

Aber der junge Mann stand, wie wir wissen, stets unter der Herrschaft einer großen Dosis Leichtsinn, dann im gegenwärtigen Augenblicke noch unter dem Einflusse eigenthümlicher Gefühle, und endlich die großen, allerlei Dinge sprechenden Augen! Obgleich es ihm selbst einigermaßen einfältig vorkam, sagte er dennoch:

„Was kostest Du denn — beiläufig?“

„Frage meinen Vater,“ versetzte sie.

„Es ist ganz so wie bei uns,“ dachte Benito, „sprechen Sie mit meinem Vater!“

Indessen folgte er jetzt dem Mädchen in's Haus, und traf dort einen ziemlich bejahrten, finster drein blickenden Mann, welchen er sich erinnerte, gestern unter den sogenannten jungen Leuten gesehen zu haben, und der ihn jetzt mit einer fast drohenden Miene musterte.

Aber alle Falten seiner Stirn glätteten sich sogleich, nachdem ihm seine Tochter einige Worte

in ihrer Sprache gesagt hatte, und das Geschäft wurde jetzt mit einer so rapiden Schnelle in Angriff genommen, daß Benito weder Zeit zum Rücktritte, noch zum Ueberlegen geboten wurde. Er kaufte Tupa, denn jetzt erfuhr er den Namen des Mädchens, um drei Brendas, welches dort im Lande die Phantasiemünze ist, um welche man Frauen kauft und verkauft.

Eine Brenda besteht aus einer gewissen Anzahl von Pferden, Rindern, Schafen und wohl auch anderen Gegenständen, und da Benito nichts dergleichen mit sich führte, so schloß er einen Scheinkauf mit Tupa's Vater, indem er ihm für seine silbernen Sporen, welche schon seinem ersten Begleiter so wohl gefallen hatten, und für sechs Goldunzen eine ziemliche Anzahl Pferde und Rinder abkaufte, welche er natürlich nicht zu Gesichte bekam, und aus welchen der alte Indianer die bedungenen drei Brendas formte.

„Ich habe Euch billig behandelt,“ sagte dieser, „sehr billig, und einem Andern hätte ich für dieses Geld nicht die Hälfte dieses trefflichen und wohlgenährten Viehes gegeben, aber was wollte ich machen? Man handelt unter Verwandten nicht allzu genau!“

Dann erschienen, herbeigerufen durch einen kleinen Jungen, der in einem Winkel der Hütte gekauert hatte, drei andere, Tupa's Vater äußerst ähnliche Persönlichkeiten, ohne Zweifel um als Zeugen bei der festlichen Handlung zu figuriren, und nachdem der Kostenpunkt beendigt war, erfuhr Benito noch drei weitere Bedingungen, gewissermaßen aufgestellt zu Schutz und Schirm der Fräulein Braut.

Benito war erstlich verpflichtet, seine Erkaufte täglich mit einer gewissen Menge von Speisen zu versehen, so und so viel an Brot, Fett und Fleisch, dann mußte er ihr die nöthigen Kleidungsstücke kaufen, und endlich mußte er sich anheischig machen, die Begräbnißkosten für dieselbe zu zahlen, im Falle sie nachweisbar in Folge eines von ihm erhaltenen Schlages sterben würde.

Der junge Mann war höchlich über diesen letzten Punkt erstaunt, und erfuhr erst später, daß derselbe nicht selten Anstoß zu bedeutenden Streitigkeiten unter den Indianern giebt.

Nachdem er hierauf Tupa's Vater noch einige Kleidungsstücke derselben (nach Artikel 2 des Ehevertrags) und ein Pferd abgekauft hatte, führte ihn der Alte auf die Straße, umarmte ihn daselbst auf eine feierliche Weise, und entließ

ihn dann mit vielen und äußerst höflichen Verbeugungen.

Benito schlug jetzt mechanisch und gefolgt von Tupa, welche ihr Pferd führte und ihr Bündel in der Hand trug, den Weg zum Hause des Häuptlings ein, der ihn aufgenommen hatte, und es kam ihm vor, als beginne neben dem physischen Katzenjammer auch noch ein bedeutender moralischer im Anzuge zu sein.

Er tröstete sich indessen, so gut es anging.

„Es scheint ein gutes Ding zu sein, diese Tupa,“ sagte er zu sich, „und es ist gewissermaßen eine edle Handlung, die ich begangen habe, indem ich sie aus der Gewalt des groben Alten befreit habe.“

Eine Stunde später befand sich Benito auf dem Wege nach Chile, von wo er gekommen war, und das zwar auf denselben reizenden Waldpfaden, welche er gestern durchritten, und auf gleiche Weise begleitet von seinem Diener und den beiden Araucanern, die ihn empfangen hatten.

Die einzige Veränderung war, daß Tupa, mit demüthiger Miene auf ihrem Pferde sitzend, den vier Männern folgte.

Die Ereignisse und Eröffnungen, welche diese rasche Abreise bedingten, waren aber folgende.

Als Benito den Hofraum vor des Häuptlings Haus betrat, empfingen ihn die beiden Araucaner und sprachen das tiefste Bedauern des Hausherrn aus, daß derselbe, abgerufen durch wichtige Geschäfte, sich nicht persönlich von seinem Gaste verabschieden könne. Hierauf führten sie ihn in das Haus, woselbst ein dem gestrigen ähnliches Mahl bereit stand, und nach dessen Beendigung erklärten die beiden Vertreter des Häuptlings, daß der Schmerz, welchen sie über die Trennung von Benito empfänden, nur gemildert würde durch den Gedanken, daß es ihnen vergönnt sei, ihn bis zur Grenze zu begleiten, so wie sie ihn gestern empfangen hätten, und eben so dadurch, daß die gestern ausgesprochene Absicht und der Wunsch ihres Gastes so ganz genau mit ihren Gebräuchen und Gesetzen zusammenstimme.

„Grenze?“ versetzte Benito, „Grenze? Ich äußerte den Wunsch, Euer Land zu bereisen und tiefer in dasselbe eindringen zu dürfen.“

Die Araucaner lächelten, aber dieses Lächeln drückte Unglauben aus:

„Der Wein verwischt das Andenken unserer Worte,“ sagte der Eine derselben, der Andere aber fügte hinzu:

„Und wie gesagt, wir waren erfreut, daß

Ihr gestern selbst den lebhaften Wunsch äußertet, heute zurückzukehren, da unsere Gesetze, ohne eine vorhergegangene Abstimmung aller unserer Häuptlinge, keinem Fremden erlauben, länger als vierundzwanzig Stunden in unserem Lande zu verweilen."

Benito war fest überzeugt, jenen Wunsch nicht ausgesprochen zu haben, und eben so war ihm wohl bekannt, daß einzelne Reisende längere Zeit sich in Araucanien aufgehalten und ziemlich tief in's Land eingedrungen waren, einfach auf die Erlaubniß eines einzigen Häuptlings hin. Auf der andern Seite aber war der Ton, in welchem der Auraucaner mit ihm gesprochen, trotz seiner Höflichkeit dennoch so bestimmt, daß Benito begriff, daß an ein längeres Bleiben nicht zu denken sei.

Er fügte sich deshalb in das Unvermeidliche — und dies war der Grund, warum wir ihm auf der Heimreise begegnet sind.

Er sprach kein Wort auf diesem Ritte bis zur Grenze, und seine beiden Begleiter oder Wächter ehrten sein Schweigen, indem sie ebenfalls keinen Laut von sich gaben, aber mit unverwüstlich freundlicher Miene stets gleichen Schritt mit ihm hielten.

Ohnweit der verhängnißvollen Grenz-Araucaria stiegen sie von ihren Pferden, verbeugten sich tief, so tief, daß Benito die Röthe des Zornes im Antlitze aufstieg, und nach einigen über alle Maßen höflichen Worten waren sie verschwunden, wie sie gekommen.

„Die beiden Schurken stecken in irgend einem Dickicht und lauern, ob Du wirklich gehst," murmelte Benito grimmig, „aber sie sollen das Vergnügen nicht haben, mich umblicken zu sehen."

Eine Reihe der unmuthigsten Gedanken stiegen jetzt in dem jungen Mann auf, als er weiter ritt.

„Suchen Sie weiter vorzubringen," hatte sein Oberst gesagt, „durchforschen Sie das Dickicht jener Wälder und die verborgenen Schluchten."

Dann sollte er einem Scheingefecht beiwohnen, und den Gebrauch der berühmten Lanze kennen lernen!

Ein dumpfer Fluch entfuhr ihm bei diesem Gedanken. Er hatte nur flüchtig zwei jener Lanzen gesehen, und nicht einmal eine derselben berührt. Was die Durchforschung der Wälder betraf, so war der Weg, welchen er eben verlassen, das Einzige, was er gesehen hatte, und hinsichtlich des Auftrages, daß er die Indianer niedertrinken

sollte, um ihnen wichtige Geheimnisse zu entlocken, so hatte man ihn selbst betrunken gemacht, und wenn er auch nicht eben wichtige Geheimnisse verrathen hatte, so war doch seine unvorsichtige Aeußerung, daß er das Land bereisen wolle, zuverlässig die Ursache, daß man ihn heute schon, und ohne besondere Umstände zu machen, heimgeschickt hatte.

Er dachte jetzt an die Frauen der Araucaner, bei welchen er den Liebenswürdigen, und gleichzeitig den Diplomaten zu spielen sich vorgenommen hatte, aber in diesem Augenblicke sagte José, welcher bisher stumm neben seinem Herrn hergeritten war:

„Bleibt das da bei uns?“

Er zeigte bei diesen Worten mit dem Daumen seiner Rechten nach Tupa, welche ihnen gefolgt war, und welche die beiden Araucaner, seine Begleiter, vollständig zu ignoriren schienen, während er selbst kaum mehr an sie gedacht hatte. Jetzt indessen hielt er sein Pferd an mit dem Vorsatze, sie sogleich zurückzuschicken, aber Tupa, als sie bemerkte, daß er seine Blicke nach ihr gewendet, war mit zwei Sätzen ihres Pferdes bei ihm und eben so rasch auf der Erde, dann zog sie unter den Decken ihres Sattels ein Paar

silberne Sporen hervor, welche denen, die Benito ihrem Vater hatte geben müssen, wenig an Größe*) nachgaben und von vortrefflicher Arbeit schienen, und befestigte sie mit großer Gewandtheit rasch an Benito's Füße.

„Mädchen, was treibst Du da, wem gehören diese Sporen?" rief der junge Mann höchlich erstaunt.

„Sie gehören Dir," sagte Tupa, „denn da Du meinem Vater die Deinigen hast geben müssen, so habe ich die seinigen mitgenommen. Wie kann ein Krieger ohne Sporen sein!"

„Du hast sie gestohlen?"

„Freilich," versetzte Tupa, freundlich lächelnd, „freilich, und da Du jetzt mein Herr bist, werde ich Alles stehlen, was Du wünschest oder bedarfst."

Es kam Benito, der trotz seines Leichtsinnes ein guter Kerl war, vor, als könne er in diesem Augenblicke unmöglich das Mädchen zurückschicken. Dieses offenbare, wenngleich etwas eigenthümliche Zeichen ihrer Zuneigung rührte ihn, und dann

---

*) Die Araucaner sowohl als die Chilenen tragen Sporen, welche nicht selten eine fabelhafte Größe haben. Ich besitze solche von Eisen, die über sechs Pfund wiegen und deren Räder sieben Zoll im Durchmesser haben. Nicht viel kleinere von Silber kommen häufig vor.

— wie würde sie der Alte behandeln, wenn er den Verlust seiner Sporen bereits bemerkt hätte! Er sagte indessen: „Weißt Du denn nicht, daß man nicht stehlen darf?"

„Oh," rief Tupa, „man darf auch nicht betrügen, aber dennoch hat Dich mein Vater betrogen, denn ich bin nicht einmal so viel werth als Deine Sporen und Du mußtest ihm noch Gold dazu geben."

José, der ohne Zweifel den Stand der Dinge bereits begriffen hatte, und dem die Philosophie Tupa's vollkommen einleuchtete, sagte jetzt:

„Das kleine braune Ding scheint mir die einzige brave Person unter diesen Halunken da drüben zu sein. Laßt sie mitlaufen, Sennor, wer weiß, wie wir sie brauchen können."

„Ich kann sie aber doch wahrhaftig nicht nach Valparaiso mitnehmen," sagte Benito unschlüssig.

José machte ein pfiffiges Gesicht.

„Die Sennorita Francisca!" sagte er, „das hat aber nichts auf sich. Ich bringe sie in die Stadt und werde dort für sie sorgen, keine Seele soll etwas merken."

Tupa aber, welche wohl nur einen Theil von dem errieth, um was es sich handelte, sagte mit Thränen in den Augen:

„Oh, verkaufe mich nicht gleich wieder, wenn Du in Dein Haus zurückkommst. Ich will die Dienerin aller Deiner übrigen Frauen sein.“

Einige Minuten später ritt Tupa nicht mehr hinter den beiden Männern, sondern in ihrer Mitte, und Benito dachte: „Wenn ich durch meine Liebenswürdigkeit nicht im Stande war, von den araucanischen Damen merkwürdige Staatsgeheimnisse zu erfahren, so rentiren sich vielleicht die sechs Goldunzen, welche ich für dieses kleine Geschöpf gegeben habe. Wir werden sehen!“

Er erfuhr allerdings Einiges, in der That aber nicht viel von Bedeutung. Was zuerst die Sprache betrifft, so erzählte ihm Tupa, daß in den ohnweit der Grenze liegenden Dörfern der Araucaner Jedermann spanisch spräche, und er begriff, daß die Häuptlinge ihren Leuten einfach den Befehl gegeben hatten, sich der Sprache unkundig zu stellen, um allen Verkehr mit ihm, dem Fremden, abzuschneiden. Ferner erfuhr er, daß seine Begleiter ebenfalls angesehene Häuptlinge gewesen wären, so gut und in gleichem Range wie sein Gastfreund. Aber sie hatten sich in ihre Rollen getheilt, um ihn selbst immer in zuverlässigen Händen zu haben. Was das Zechgelag betraf so sagte Tupa, daß man es im

Nothfalle auf drei Tage und wohl länger ausgedehnt haben würde, um von Benito und seinem Diener vielleicht etwas Ersprießliches zu erfahren.

Der liebenswürdige Vater Tupa's aber, der, nachdem man Benito und José bereits vollständig betrunken nach Hause gebracht, noch bis zum Morgen gezecht hatte, hatte zu Tupa gesagt: „Die beiden Fremden tranken wie kleine Kinder, und schwatzten wie alte Weiber," und dann hatte er hinzugefügt: was man übrigens von ihnen erfahren habe, seien alte Geschichten gewesen, Dinge, nicht der Mühe und Kosten des Gelages werth, welche man längst besser gekannt habe, als die beiden Thoren selbst.

Von der Art der Kriegführung hingegen, von jener die Lanze zu führen, und von der Beschaffenheit des Landes, wußte Tupa nichts. Sie hatte freilich häufig das Land durchstreift, konnte Pfade finden und einer Fährte tagelang folgen, von dem aber, was Benito in strategischer Hinsicht wichtig war, hatte sie keine Ahnung, und einer kriegerischen Uebung hatte sie niemals beigewohnt.

Es war klar, man hielt absichtlich und mit Strenge die Frauen ferne von solchen Dingen, und das war zuverlässig der Grund, warum man

das junge Mädchen so vollkommen ungehindert mit ihm ziehen ließ.

Im Uebrigen sah, und das zwar zu seiner großen Beruhigung, Benito ein, daß er sich keine Frau nach den Begriffen seines Vaterlandes gekauft habe, sondern blos eine Dienerin, mit welcher er freilich nicht recht wußte, was er in der Zukunft beginnen sollte, für welche aber Sorge zu tragen er sich vornahm.

Benito übereilte sich nicht auf der Heimreise, da ihm jeder Tag Verzögerung ein Gewinn schien, und er wenigstens auf so lange das Auslachen hinausgeschoben hatte, welches er nicht ohne Grund befürchtete. Auf der andern Seite aber trug Tupa vielleicht ein wenig dazu bei, daß er sich auf der Reise nicht langweilte, und er war gewiß, nie in seinem Leben ein weibliches Geschöpf getroffen zu haben, welches natürlicher, gutmüthiger und zugleich unterwürfiger und ihm ergebener war, als eben diese kleine, braune Tupa, obgleich ihm selbst nicht vollkommen klar war, ob das Wohlgefallen, welches er an ihr fand, eine wirkliche Neigung sei.

Er hatte auch in der That, je mehr man sich Valparaiso näherte, weniger Zeit, hierüber Betrachtungen anzustellen, und endlich, nachdem

man der Stadt bis auf einige Leguas nahe gekommen war, und José mit Tupa ihn verlassen hatte, um, seinem Versprechen gemäß, die letzte unbemerkt einzuschmuggeln, wuchsen seine Bedenken auf höchst unerquickliche Weise.

Was würde der Oberst sagen, der solches Vertrauen in ihn gesetzt hatte?

Was seine Kameraden, die ihn selbst dieses Vertrauens halber beneidet hatten, wußten sie gleichwohl den Zweck seiner Sendung nicht.

Eine Unwahrheit durfte er nicht sagen, denn die Wahrheit konnte leicht an den Tag kommen. Aber wie diese bemänteln, ohne sich allzu sehr bloßzustellen, oder lächerlich zu machen?

Mit der Sennorita Francisca hoffte er leichter fertig zu werden. Hinsichtlich Tupa's verließ er sich vorläufig auf José, betreffs seiner Sendung aber wollte er die „Dienstpflicht" vorschützen und den Geheimnißvollen spielen.

Es kam aber, ähnlich wie es in Araucanien gekommen war, ganz anders, als er vermuthete.

Als er am anderen Tage sich bei seinem Obersten meldete, und ihm hierauf die von dem Häuptling ausgestellte Quittung überreichte, schien es fast, als besänne sich dieser einen Augenblick, was dies zu bedeuten habe, dann aber sagte er:

„Ah! schön, schön! Es ist gut, daß Sie wieder hier sind, sehr gut!“

Er legte hierauf die Quittung nachlässig bei Seite, und während er dann den jungen Mann einige Augenblicke ansah, kam es diesem fast vor, als denke er an ganz andere Dinge. Benito fand es nicht für nöthig, diesen Ideengang zu unterbrechen, und der Oberst sagte jetzt:

„Adieu, lieber Laveaga, Adieu, auf Wiedersehen!“

„Zuverlässig,“ dachte Benito, als er sich wieder auf der Straße befand, „zuverlässig werde ich ihn wiedersehen, und es soll mir außerordentlich lieb sein, wenn er dann Alles noch so schön und gut findet wie heute.“

Als er aber hierauf einigen Kameraden begegnete, riefen diese:

„Ah, hier ist Benito! Das ist famos, daß Du hier bist, ausgezeichnet!“

Andere sagten ihm, daß er ein Kerl sei, auf den man sich verlassen könne, und wieder Andere drückten ihm schweigend, aber mit vielsagenden Blicken die Hand.

Des Zweckes seiner Reise erwähnte Niemand, und Niemand wunderte sich, daß er so rasch zurückgekehrt.

„Was ist denn los?“ sagte Benito, und seine Kameraden erwiderten, daß er auch in diesem Stücke ein ausgezeichneter Bursche sei, und ein Schlaukopf, der sich den Anschein gebe, als sei er unwissend wie ein neugeborenes Kind.

Benito gab sich Mühe, schlau und zustimmend zu lächeln, und ging guten Muthes zu Francisca, allein dort fand gerade das Gegentheil statt von allem dem, was ihm bisher begegnet war.

Die Sennorita war über seine unverhoffte Zurückkunft außerordentlich erstaunt, ja, wie es ihm vorkam, fast mehr erstaunt als erfreut, und hierauf begann sie ihn mit einer Anzahl von Fragen zu bestürmen, die ihn in Verlegenheit setzten und endlich fast zur Verzweiflung brachten.

Als er, wie er sich vorgenommen hatte, von der Dienstpflicht sprach, fragte ihn Francisca, ob er sie nicht höher stelle, als solche langweilige Dinge, und als er hierauf zu scherzen versuchte, begann die Sennorita zu maulen.

Endlich wurde indessen der Friede dadurch hergestellt, daß Benito sich eine Frist von vierzehn Tagen ausbat, nach Verlauf welcher er Francisca die merkwürdigsten Enthüllungen zu machen versprach; trotz der großen Neugierde, welche die junge Dame gezeigt hatte, war sie ihm

dennoch bei diesem Wiedersehen liebenswürdiger vorgekommen als je. Da er indessen nichtsdestoweniger nach Tupa sehen mußte, welche José in einem bescheidenen Häuschen auf der Cerro de carretas untergebracht hatte, einem der Hügel hinter der eigentlichen Stadt, welcher meist von den alleranspruchslosesten Leuten bewohnt wird, so begab er sich dorthin, indem er unterwegs bei sich überlegte, ob er die Rolle eines Beschützers, oder die eines Vaters bei der jungen Indianerin spielen solle.

Er gestand sich indessen, als er Tupa später verließ, daß beide Rollen ziemlich schwierig durchzuführen sein dürften, denn das junge Mädchen war ihm mit ungeheuchelter Freude entgegengekommen, daß er nur mit Mühe Vergleichungen niederkämpfen konnte zwischen ihr, und der reichen Sennorita.

Als er einige Tage darauf Francisca besuchte, kam ihm diese mit solch' außerordentlicher Liebenswürdigkeit entgegen, daß Benito anfänglich fast stutzte, dann aber in ein schwärmerisches Entzücken versetzt wurde, und sie endlich nach stürmischen Liebesbetheuerungen um ihre Hand bat.

Die Sennorita war ein Wesen, welches mit

trefflichen und eben so seltenen Eigenschaften begabt war.

Da wir uns vorgenommen haben, nie mehr das Aeußere einer hübschen Frau zu schildern, so gehen wir sogleich zu den übrigen Vorzügen Francisca's über und sagen, daß sie eine vater- und mutterlose Waise war, ein beträchtliches Vermögen besaß, und nebenher mehrere bejahrte Verwandte, gegen welche sie keine weiteren Verpflichtungen hatte, als sie über kurz oder lang zu beerben.

Es ging aber ersichtlich eine merkwürdige Veränderung mit Francisca vor, als Benito seine Anträge vorgebracht hatte.

Zuerst blickte sie ihn ernst an, dann brach sie in Thränen aus, und hierauf überhäufte sie ihn mit Vorwürfen.

„Sie lieben mich also?" rief sie, „Sie lieben mich oder haben wenigstens die Keckheit, mir dies zu sagen, ja selbst um meine Hand zu bitten, und betreiben zu gleicher Zeit hinter meinem Rücken die abscheulichsten Intriguen."

Benito erschrak auf den Tod, aber Francisca rief, obgleich er kein Wort gesprochen hatte, mit Heftigkeit:

„Schweigen Sie! Ich weiß, was Sie sagen

wollen. Ich weiß auch den Zweck Ihrer geheimnißvollen Reise, alle Welt weiß ihn, und ich bin dadurch zum Gespött geworden bei allen meinen Freundinnen und Bekannten, und was noch mehr ist, bei denen, die mich hassen! Und mit welcher Frechheit gingen und kamen Sie! Sie sprachen von einem halben Jahre, nach welcher Zeit Sie wiederkehren und etwas mit sich bringen würden, was mir unendliches Vergnügen bereiten dürfte, und Sie kommen nach einigen Wochen zurück, und bringen eine kleine, alte, abscheuliche Indianerin mit sich, ein braunes, häßliches, unreinliches Wesen, einen Affen, und dieses verächtliche Geschöpf ist nun meine Nebenbuhlerin geworden."

Häufig folgt auf ein heftiges Unwetter bald wieder ein versöhnender Sonnenstrahl, als aber Benito endlich die Sennorita Francisca verließ, schien der Himmel stets noch mit drohendem Gewölke bezogen, und mit Noth und Mühe hatte er die Erlaubniß erhalten, sie wieder besuchen zu dürfen, wenn sie die Gewißheit habe, daß er „das Geschöpf" entfernt hätte.

Als er einige Stunden später zu Tupa kam, warf sich diese wehklagend vor ihm auf die Erde:

„O, schlage mich, wenn ich gefehlt habe, aber

verstoße mich nicht, verkaufe mich nicht, laß mich nicht von Dir!"

Er stieß sie von sich:

„Närrin! Wir sind keine Wilden, die Handel treiben mit Frauen, aber Du mußt fort! Ich will Dich nie mehr wiedersehen. Seit ich Dich zum ersten Male erblickte, begann mein Unglück!"

Er mochte wohl fühlen, daß er ihr unrecht that, aber Francisca! Indessen gab er José den Auftrag, Tupa an einen andern Ort zu bringen und für sie zu sorgen, bis sie auf irgend eine Art gänzlich zu entfernen wäre. Den Ort ihres Aufenthaltes wolle er nicht wissen.

Schon nach einigen Tagen hatte er Gelegenheit zu bemerken, daß Francisca gute Späher haben mußte, denn als er schüchtern bei ihr erschien, sagte sie:

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, Sennor Laveaga. Wir werden weiter sehen!"

Trotzdem daß Benito, wie wir gesehen haben, mit Herzensangelegenheiten bedeutend beschäftigt war, nahmen ihn dennoch andere Dinge ebenfalls stark in Anspruch, und er hatte gleichzeitig erfahren, was die Ursache des eigenthümlichen Empfanges war, der ihm von Seite seines Obersten

und seiner Kameraden zu Theil geworden, als er von Araucanien zurückkehrte.

Valparaiso, die Hafenstadt von Santjago, der Hauptstadt Chiles, war zur Zeit, als die ersten Spanier die Küste betraten, ein armseliges Fischerdorf. Gegenwärtig, und wohl schon seit Decennien, hat sie in vielen Beziehungen eine größere Bedeutung als Santjago selbst, und ist unbedingt einer der wichtigsten Häfen der Westküste.

Auf einem schmalen Streifen Landes, vor welchem der große, sichere und nur den Nordwinden etwas zugängliche Hafen sich ausdehnt, und hinter welchem eine Reihe kahler und wenig Vegetation bietender Hügel ansteigen, hatten jene armen Fischer ihre ärmlichen Hütten erbaut. Jetzt prangen dort stolze, palastähnliche Häuser, welche die Speculation wieder aufbaut, wenn ein Erdbeben sie zerstört hat, und diese Gebäude erstrecken sich bis in die Almendrale, eine ziemlich große, nördlich von der alten Stadt gelegene Ebene, und bilden dort eine große und prachtvolle Neustadt, während die kahlen Hügel, die sie umgürten, mit reizenden Villen bedeckt sind, und die Quebradas, die Schluchten, welche die Hügel durchfurchen, an ihren Abhängen be-

scheidenere Wohnungen zeigen, großentheils von Unbemittelten oder Armen bewohnt.

Von der Höhe jener Hügel aus blickt Ihr auf das große, unendliche Meer, das die Folie des Landes Euch noch größer, noch unendlicher erscheinen läßt, und wendet Ihr jetzt Eure Blicke auf dieses Land selbst, so seht Ihr, während Ihr auf unfruchtbarem und sterilem Boden steht, Chile sich vor Euren Augen entfalten, Chile mit seinen goldenen Fruchtfeldern, mit seinen grünenden Wäldern, seinen Dörfern und Hacienden, mit seinen kleinen Landseen in Mitte tiefgrüner Triften, ähnlich funkelnden Juwelen auf glänzendem Sammet, mit seinen vereinzelt stehenden schlanken Palmen, die, wenngleich spärlich vorkommend, Euch doch die Vegetation der Tropen ahnen lassen, wenn Ihr sie noch nicht kennt, oder im andern Falle Euch reizende Erinnerungen in's Gedächtniß zurückrufen, und endlich mit seiner Cordillera, der erhabenen Kette der Anden, deren Größe Ihr kaum ahnen könnt, und die, wenn Ihr sie vielleicht später zu ersteigen versucht, Euch keine Erinnerungen in's Gedächtniß zurückruft, da Gott nichts Aehnliches geschaffen hat, nichts, was größer, phantastischer, nichts, was erhabener ist.

In jenem heranblühenden Valparaiso aber wüthete der Bürgerkrieg, man hatte sich auf seinen offenen Plätzen geschlagen, man hatte sich gegenseitig ermordet in seinen Schluchten, erwürgt in seinen Straßen, und jetzt, nachdem die eine Partei gesiegt hatte, sehen wir einen einzelnen Reiter, blutend und in hastiger Eile durch das Land dahinfliehen, welches wir so eben mit einigen Federstrichen zu schildern versuchten.

Die Zeit, während welcher dies geschah, war etwa acht Tage später, nachdem die Sennorita Francisca Benito ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben hatte, und jener verwundete flüchtige Reiter war niemand Anderes als Benito selbst.

Mit wenigen Worten läßt es sich sagen, wie das gekommen.

Wenn man in Chile, wohl auch in Peru, zu einer neuen Präsidentenwahl schreitet, bilden sich meistens zwei Parteien, und eben so will gewöhnlich die Bürgerschaft Einen aus ihrer Mitte, meist einen Rechtskundigen zum Beispiel, der schon höhere Staatsämter verwaltet hat, während das Militär seinerseits, oder wenigstens ein Theil desselben, einen General wünscht.

Bestimmen nicht die außergewöhnlich guten

Eigenschaften des von einer Partei zur Wahl Vorgeschlagenen die andere zur Nachgiebigkeit, oder ist eine oder die andere Partei zu schwach, um mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen, so schlägt man sich, indem man die Gegner genau so, wie man es an anderen Orten zu machen pflegt, irgend einer Ungesetzlichkeit beschuldigt und hierauf zu den Waffen greift.

Bisweilen sind diese Aufstände oder Kämpfe local, das heißt sie werden in einer einzigen größeren Stadt ausgefochten, zu anderen Zeiten bricht verabredeter Maßen gleichzeitig an verschiedenen Orten der Widerstand los. Durchschnittlich aber ist Alles rasch zu Ende.

Man nennt hierauf die Sieger Patrioten, die Besiegten Verräther, und während die ersteren ihre Wahl durchsetzen, und der größeren Masse ihrer Gegner, da es nicht anders zu machen ist, durch die Finger sehen, verfolgt man ihre Anführer, erschießt sie, wird man im ersten Augenblicke ihrer habhaft, verbannt sie, wenn sie entkommen sind, und begnadigt sie wohl auch später, wenn einige Zeit vorübergegangen, oder wenn vielleicht eine neue Präsidentenwahl die politischen Ansichten in etwas geändert hat.

Im vorliegenden Falle war das Regiment

Benito's vorzugsweise bei dem Aufstande betheiligt, und das war der Grund, warum man seiner verunglückten Fahrt nach Araucanien so geringe Aufmerksamkeit schenkte. Man hatte an wichtigere Dinge zu denken. Aber da sich nicht alle Regimenter bei dem Kampfe betheiligten, so waren die Freunde Benito's in allzu geringer Minderzahl, und nachdem der Oberst und ein großer Theil der Officiere getödtet waren, standen die Soldaten von weiterem Kampfe ab, und die Sache war entschieden.

Benito, wenngleich nur leicht verwundet, war dennoch als einer der entschlossensten Kämpfer geächtet, und sein Leben war verfallen, wurde man seiner im ersten Augenblicke habhaft.

Er floh zu Francisca.

„Ich will nichts mit Verräthern zu schaffen haben," sagte diese, „entfernen Sie sich schleunigst, und zwingen Sie mich nicht, die Gesetze gegen einen Feind des Vaterlandes anrufen zu müssen!"

Er bat einen alten Freund seines Vaters, ihn auf einige Tage zu verbergen, bis er weitere Mittel zur Flucht gefunden haben würde.

„Ich erkenne einen Empörer nicht als den Sohn meines unvergeßlichen Freundes an," gab ihm dieser zur Antwort.

Hierauf eilte er in das Haus eines jungen Mannes, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte

Aber die Mutter desselben empfing ihn mit Verwünschungen und Wehklagen, und der Vater jagte ihn drohend von seiner Schwelle, denn sein Sohn war im Straßenkampfe von den Leuten Benito's getödtet worden; dieser aber eilte, auf die Gefahr hin, jeden Augenblick erkannt und ergriffen zu werden, in die Kaserne, warf sich auf das erste beste Pferd, und entkam vorläufig glücklich, da die Verwirrung noch groß und allgemein war.

Es ging dem jungen Mann auf dieser Flucht durch sein Vaterland kaum um viel besser, als es ihm vorher in Valparaiso gegangen war, denn jagte man ihn auch nicht geradezu von der Schwelle, so gab man ihm doch fast aller Orten unverkennbar zu verstehen, daß man über seine Abreise mehr, als über seine Ankunft entzückt sei.

Verrath hatte er übrigens nicht zu befürchten, selbst nicht von denen, welche entschiedene Gegner seiner Partei waren.

Der Chilene ist heftig, leidenschaftlich, er besitzt eine enorme Dosis eines, je nach Umständen, mehr oder weniger liebenswürdigen Leichtsinnes,

aber ein gewisser chevaleresker Sinn, ein Erbtheil aus dem Mutterlande, ist ihm nicht abzusprechen.

So floh Benito rastlos von Gehöfte zu Gehöfte, von Hacienda zu Hacienda, bis er endlich in die öden und unfruchtbaren Districte Chiles gelangte, in welchen kein Saatkorn mehr keimt, und in denen man die Ernte aus den Tiefen der Erde zu Tage fördert, in die Bergbaudistricte. Anhaltendes Reiten ist dort doppelt beschwerlich, denn nirgends ist Schatten geboten, und Benito, todmüde und erschöpft, kam eines Abends auf der Hacienda eines jungen Mannes an, dem er früher mehrfache Gefälligkeiten erzeigt, und welcher ihn dringend eingeladen hatte, ihn zu besuchen. Unbekannt in jener Gegend, hatte er mit Mühe das Landhaus erfragt und gefunden, und trug sich jetzt mit der Hoffnung, einige Tage wenigstens dort ruhen zu können.

Der Herr der Hacienda, ein Minenbesitzer, empfing ihn auch auf das freundlichste, und nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte, sagte er:

„Ich bin entzückt, mein lieber Laveaga, Ihnen meine Freundschaft durch die That beweisen zu können. Noch heute in der Nacht geht einer meiner Aufseher mit einigen Bergleuten nach Copiapo, da können Sie mit.“

„Mein Gott,“ rief Benito, „ich bin acht Tage lang kaum einige Stunden aus dem Sattel gekommen, und habe fünf Pferde zu Schanden geritten — —“

„Eben darum,“ sagte sein Freund, „eben darum. Sie gehen in Copiapo an Bord und segeln nach Cobija. Dort sind Sie sicher und können sich ausruhen. Hier nicht. Schon seit einigen Tagen streifen Bewaffnete in der Gegend, welche nach flüchtigen Rebellen suchen. Wie könnte ich Sie schützen, im Fall man Sie greifen wollte. Ich habe keine Knechte im Hause, da wir keinen Ackerbau treiben, und meine Bergleute sind stundenweit von hier in den Minen. Ich gäbe mein Herzblut — —“

Benito unterbrach ihn und sagte ihm, daß er nichts weniger als dieses verlange, daß er sich aber glücklich schätzen würde, wenigstens in Copiapo einen Tag zu rasten, ehe er einen neuen Kampf mit der Seekrankheit, welcher er stark unterworfen sei, beginnen müsse.

„Oh,“ rief der Minenbesitzer, „waren Sie noch nicht in dem reizenden Copiapo? Valga me Dios! Es wird Ihnen gefallen. Ich werde Sorge tragen, daß mein Schiff, welches im Hafen liegt, einen Tag später die Anker lichtet, und Sie

haben dann Zeit, sich nach Gefallen allenthalben umzusehen."

„Ich möchte blos schlafen," sagte Benito, und sein Freund versicherte ihn, daß er dort Betten finden würde, so trefflich wie nirgends auf der Welt, und nach einigen Stunden befand sich Benito wieder im Sattel, halb schlafend und von den ausgezeichneten Betten träumend, welche ihn in Copiapo erwarteten.

Man zog während der Nacht durch eine Gegend, welche so öde und kahl war wie alle anderen, welche unser Freund während der letzten Tage bereist hatte, und in welcher nicht einmal der dornige Espino sich getraut hatte seine Wurzeln zu schlagen. Nur der nächtliche Himmel entfaltete seine ganze Pracht, mondleer zwar, aber dafür prangend mit seiner vollen Sternenpracht, mit seinen Myriaden von glänzenden, strahlenden Zeugen der Unendlichkeit, der Ewigkeit.

Aber diese funkelnden Sterne blickten nieder auf dunkle Felsblöcke, auf sandige Flächen und verwittertes Gestein, und als die kleine Caravane endlich gegen Morgen Copiapo erreicht hatte, blickte Benito theilnahmslos auf die dort wieder beginnenden Zeichen von Vegetation und Fruchtbarkeit.

Er hatte endlich die reizende Stadt erreicht, von der ihm sein Freund gesagt, in welcher er einen Tag rasten und vor Allem — schlafen sollte.

Was das Reizende betraf, so fand indessen Benito dasselbe nicht sonderlich vertreten.

Die Häuser, bestehend aus einem Erdgeschosse, auf welchem sogleich das patriarchalische Strohdach Platz genommen hatte, waren von Lehm erbaut, und die einzige Abwechselung, welche dieselben boten, war der weiße Anstrich einiger derselben. Die Straßen waren zwar gerade und breit, aber ungepflastert und menschenleer, und die Vegetation schien abermals verschwunden zu sein und sich in irgend eine unbekannte, ferne Gegend zurückgezogen zu haben.

Aber Benito dachte in diesem Augenblicke an nichts weniger als an Palmen und Bananen, sondern betrachtete mit sehnsüchtigen Blicken die braunen und die weiß angestrichenen Lehmwände, hinter welchen sich jene trefflichen Betten befanden, und als man endlich vor einem Hause still hielt, wollte er nach dem Beispiele seines Begleiters, des Aufsehers, sogleich absteigen und diesem folgen, aber dieser sagte:

„Wartet einen Augenblick, Sennor, ich bin

gleich wieder da," und verschwand mit diesen Worten im Hause.

Es dauerte indessen ziemlich lange, bis er wieder erschien und Benito in's Innere des Hauses, und zum Geschäftsfreunde seines Herrn führte, einem ältlichen Manne, welcher Benito mit mehr Neugierde als Höflichkeit einige Augenblicke lang schweigend betrachtete, und dann sagte:

„Da es Euer Wunsch ist, Sennor, so bald als möglich das Land zu verlassen, so habe ich Anstalt getroffen, daß Ihr bereits in einer Viertelstunde Copiapo verlassen und Euch zum Hafen begeben könnt."

„Mein Wunsch ist," erwiderte Benito ärgerlich, „einige Stunden wenigstens zu schlafen, ehe ich irgend etwas Anderes unternehme, und ich schwöre Euch, daß ich das thun will, und zwar jetzt sogleich, und auf der Stelle."

Er hatte bei diesen Worten seinen Poncho abgenommen und blickte in der Stube umher, als suche er eine Ecke, um seinen Vorsatz ausführen zu können.

„Da könnte es sich treffen, daß Ihr als Gefangener erwachen würdet," sagte der Herr des Hauses.

„Meinethalben."

Der Hausherr wechselte mit dem Aufseher einen Blick, dieser zog die Schulter und machte eine unschlüssige Miene, und jetzt sagte der erstere:

„Ich glaube, eine Stunde früher oder später wird wenig auf sich haben, ich will Euch so lange Zeit gönnen."

„Zwei Stunden," sagte Benito.

„In Gottes Namen!" Er öffnete eine in ein Nebengemach führende Thür und zeigte auf ein dort stehendes Bett, auf welches sich der junge Mann alsbald warf, und einige Augenblicke später bereits im tiefsten Schlafe lag.

Man hielt Wort, ja man ließ ihn noch einige Minuten länger schlafen und setzte ihm, nachdem man ihn wachgerüttelt, ein derbes Frühstück vor, dann aber war kein Zögern mehr, und nach nicht ganz drei Stunden Aufenthalt befand er sich bereits auf dem Wege zum Hafen, abermals begleitet von dem Aufseher und den Bergleuten.

So kurz die Rast auch gewesen, so hatte sie den Flüchtling doch bedeutend erquickt, und er blickte wohlgefällig auf die reiche Vegetation, welche ihn jetzt allenthalben umgab, und welche namentlich an den Ufern des Rio de Copiapo fast üppig zu nennen, fehlten gleichwohl die Bäume, ja selbst fast alles Gesträuch, so daß das Brenn=

holz, welches man in Ramadilla, einem von Bergleuten bewohnten kleinen Orte, bedarf, um Kupfer auszuschmelzen, von der Cordillera geholt werden muß.

Der Aufseher wurde jetzt etwas liebenswürdiger, denn während er bisher keine Silbe gesprochen hatte, begann er seiner Vaterstadt Copiapo eine Lobrede zu halten.

„In den alten Zeiten,“ sagte er, „ehe die Spanier in's Land gekommen, war unsere Gegend die fruchtbarste in Chile. Unsere Vorfahren, denn ich stamme von dem alten Volke von Copayapo ab, bauten Früchte, deren Namen jetzt selbst in Vergessenheit gekommen sind, Gemüse und Hülsenfrüchte von der größten Schönheit, und wie die Spanier selbst berichteten, Mais von solcher Größe, daß dessen Halme mit Lanzenschäften verglichen wurden. Man nahm von allem dem, was man eben bedurfte, und ließ das Uebrige auf dem Felde, welches dann von den Guanacos verzehrt wurde, von denen man große Heerden besaß.

„Ganz ähnlich verfuhr man mit Gold und Silber und mit dem Kupfer. Die Minen standen offen und zu Aller Gebrauch; wer ein Gefäß bedurfte oder einen Schmuck, ging, so viel er eben

nöthig hatte, sich zu holen und fertigte sich selbst das Gewünschte aus dem edlen Metalle. Das Kupfer, von dem man jetzt so großes Aufheben macht, wurde nur zu gemeinem Geräthe benutzt, doch verachteten es unsere Väter nicht, da ihnen bekannt war, daß es sich mit der Zeit in Silber verwandelt, sowie dieses wieder endlich zu Gold wird.

„Der Adelantado, Don-Diego de Almayro, kam, nachdem er die Cordillera überschritten, zuerst in unser Land und wurde sammt seinen Soldaten von uns auf das beste aufgenommen, eben so wie später Don Pedro de Valdivia, obgleich Einige behaupten wollen, daß wir uns als Verräther benommen, und Valdivia nur durch eine Kazikin gerettet worden sei. Dem sei aber wie ihm wolle, die Spanier hatten uns bald unterjocht, und jetzt wissen wir, deren Ureltern im ande geboren, selbst nicht, ob wir Copiapoer, Spanier oder Chilenen sind.“

Nachdem man das Dorf Ramadilla hinter sich hatte, begann die Gegend wieder öde und unfruchtbar zu werden; und jetzt erkärte der Aufseher, daß die alten Incas während ihres Eroberungszuges gegen Chile hier bedeutende Festungswerke aufgerichtet hätten, von welchen

noch Einiges zu sehen wäre; als aber Benito über die kleinen Steinhaufen lachte, welche er ihm zeigte, sagte der Aufseher, indem er gegen Norden zeiget:

„Lacht nur, wenn Ihr sehen würdet, was dort liegt, würdet Ihr nicht mehr lachen. Dort liegt unsere Wüste, il Desierto de Copiapo, an welche sich die von Atacama anschließt, und dort ist es schlimmer als schlimm, und selbst der Teufel hält sich dort nur während der Weihnachtszeit auf, da er in diesen Tagen die Menschen nicht belästigen darf.“

Die Reisenden erreichten in der Nacht den Hafen, und zur ungemeinen Verwunderung Benito's schickte man sich an, in einer Höhle zu übernachten, welche dicht am Landungsplatze gelegen war. Er besann sich indessen nicht lange über diesen eigenthümlichen Aufenthalt, sondern pflegte der lange entbehrten Ruhe auf den Pelzdecken seines Sattels, nachdem er den mitgebrachten Vorräthen zuvor alle Ehre angethan hatte.

Noch mehr staunte er, als er am andern Morgen aus der übrigens ziemlich geräumigen Höhle trat und über deren Eingange in französischer Sprache die Aufschrift fand: „Gasthaus für alle Nationen.“ Ohne Zweifel verdankten

diese Worte französischem Witze ihren Ursprung, während auf der andern Seite in der That die Nothwendigkeit Jedermann zwingt, dort eine Zuflucht zu suchen, da außer einer Bretterhütte und einigen ärmlichen, von Fischern bewohnten Lehmhütten nirgends eine Spur von menschlichen Wohnungen zu erblicken war.

Der Aufseher sagte indessen, daß oben, auf der Höhe des Hafens, sich das Haus eines Zollbeamten befände, zu welchem er sich jetzt in Geschäften begeben würde. Ihm aber, der selbst eine Art geschmuggelter Waare, empfahl er, bis zu seiner Rückkunft sich nicht weit von der Höhle zu entfernen, „aus Gründen!“

Unser Freund hatte nun hinlängliche Muße, die reizende Umgebung zu betrachten, in welche er, eigentlich wider seinen Willen, versetzt worden war.

Das Becken des Hafens, bestehend aus steilen, sechzig bis achtzig Fuß hohen Felswänden, war gegen außen durch eine Unzahl von spitzen Felsen bewacht, gegen welche fortwährend eine furchtbare Brandung anstürmte, und ohnweit dieser Wächter, welche übrigens die Einfahrt selbst gefährlich machten, lag ein kleiner, schwarz angestrichener Schooner, das einzige Schiff im Hafen

und ohne Zweifel dasjenige, welches ihn nach Cobija bringen sollte, und mit Ausnahme eines, jenem unsichtbaren Zollbedienten angehörigen Bootes, war auch kein kleineres Fahrzeug zu erblicken.

„Eine herrliche Gegend, ein reizender, belebter Hafen," dachte Benito, und dann sann er darüber nach, welcher Art die Geschäfte wohl wären, die der Aufseher im Auftrage seines Herrn bei dem Zollbedienten zu besorgen habe, und er kam der Wahrheit ziemlich nahe, indem er eine Sendung von Erzen nach Cobija vermuthete, bei welcher sein Freund und der Zollbediente einen größeren Vortheil hätten, als die Regierung und die Mauth, und endlich beschäftigte er sich mit seinen eigenen Angelegenheiten und fragte sich, was er in Cobija beginnen werde.

Der Gebrauch, der allenthalben an der Westküste herrscht, stets eine nach unseren Begriffen ziemlich große Summe Geldes bei sich zu tragen, war ihm bisher trefflich zu statten gekommen, und die Goldstücke, welche er zufällig in seiner Börse trug, als er zu fliehen genöthigt war, hatten ihn in den Stand gesetzt, die Kosten der Reise bestreiten und mehrmals frische Pferde

kaufen zu können. In Cobija aber konnte sein Geld nicht lange mehr ausreichen.

Was dann?

Daß einer seiner Kameraden daran gedacht haben würde, sein in Valparaiso zurückgelassenes baares Geld und einige ihm gehörige Kostbarkeiten zu retten, war nicht wohl zu denken. Die meisten waren wohl allzu sehr mit sich selbst beschäftigt, und diejenigen, welche nicht gefangen genommen wurden, irrten ohne Zweifel gleich ihm flüchtig umher. Dann griff auch die Regierung rasch zu, sein Vermögen wurde confiscirt, und bis er vielleicht später begnadigt würde, konnte er längst verhungert sein.

Das Alles waren keine angenehmen Gedanken, und obgleich dieselben gewissermaßen vortrefflich zu der reizenden Gegend paßten, in welcher er sich eben befand, so suchte er sie sich dennoch aus dem Sinne zu schlagen. Vor Allem nahm er sich vor, in Cobija ordentlich auszuruhen. Einige Wochen reichte sein Geld wohl aus, und schrieb er von dort nach Hause, so gelang es vielleicht doch, einen Theil seiner Habe zu retten.

Noch beschäftigt mit solchen Plänen, sah er den Aufseher sich dem Landungsplatze nahen und ihm winken, und nachdem er mit demselben an

Bord des Schooners gefahren war, ersuchte er ihn, so lange auf Deck zu bleiben, bis er mit dem Capitän gesprochen haben würde. Dieses Gespräch aber, dessen Gegenstand wahrscheinlich Benito selbst war, währte nur kurze Zeit, und jetzt, nachdem der Aufseher wieder auf Deck erschienen war, entwickelte sich plötzlich eine ganz ungewöhnliche Eile und Thätigkeit an Bord.

Der Capitän, ein kleiner und übel aussehender Bursche, erschien fluchend und scheltend auf Deck; die vier Matrosen, aus welchen die ganze Bemannung des Schooners bestand, lichteten den Anker und klärten die Segel, und kurze Zeit darauf schoß das Schiff zwischen Felsen und Klippen hindurch, und über die tosende Brandung hinweg, hinaus in die offene See.

Was den Aufseher betraf, so hatte er, ehe er in sein Boot stieg, Benito flüchtig gegrüßt, etwa wie einen alten Bekannten, den man in einigen Stunden wiederzusehen glaubt, und Benito seinerseits nahm sich nicht einmal die Mühe, ihm nachzublicken, da ihn die Schnelligkeit interessirte, mit welcher die wenigen Menschen das Schiff klar machten, und hierauf die Geschicklichkeit, mit welcher sie es aus dem Hafen brachten. Dann warf er einen Blick auf die dunklen, fel-

sigen Ufer, welche außerhalb des Hafens die Küste bildeten, und dann — dann kroch er in den Winkel, welchen man ihm überlassen hatte und seine Koje nannte, und verwünschte zuerst die See und den Schooner, endlich aber verwünschte er nichts mehr, fürchtete und hoffte nichts mehr, und dann verschwand ihm auch die letzte Spur eines Gedankens, der Gedanke „Land!"

Der arme Bursche war seekrank geworden und blieb in diesem überaus angenehmen Zustande, bis acht Tage später der Schooner im Hafen von Cobija Anker warf.

Da bei vielen Individuen die Seekrankheit fast noch rascher verschwindet, als sie gekommen, sobald nur das Schwanken des Schiffes aufgehört hat, und Benito glücklicherweise zu diesen gehörte, so begab er sich jetzt auf Deck und betrachtete, während der Capitän sich an's Land begeben hatte, die Stadt, in welcher er einige Wochen ausruhen wollte.

Da Benito noch nie eine Stadt mit vollkommen flachen Dächern gesehen hatte, so glaubte er anfangs einen Stapelplatz vor sich zu haben, auf welchem man einige Hundert große, hölzerne Kisten reihenweise zusammengestellt habe; später bemerkte er, daß diese Kisten an vielen Stellen größere

und kleinere Löcher hatten, und endlich fand er, daß die Kisten die Häuser der Stadt Cobija, und die Löcher in denselben, die Thüren und Fenster waren.

Diese Häuser, und es gab deren in der That nur drei oder vier, welche neben dem Erdgeschosse noch ein Stockwerk hatten, waren von Lehm, oder aus Brettern, sagen wir, construirt, um nicht zusammengenagelt sagen zu müssen, und befanden sich auf einem nicht sehr breiten gelben, sonnenverbrannten Erdstreifen, der auf der einen Seite von der See bespült wurde, während hinter ihm, schroff ansteigend, und hin und wieder von tiefen Schluchten durchschnitten, sich eine Reihe von dunkelbraunen Bergen erhob.

Was die Vegetation betraf, so sah sich Benito vergeblich um nach einem einzigen Blatte, nach einem Halme, und die einzige Abwechselung, denn man konnte nicht sagen: das Belebende, war der auf einem aus Schutt und Gerölle bestehenden Hügel sich befindende Friedhof, und eine gewisse Anzahl spitzer, schwarzer Basaltfelsen, welche das Ufer säumten, am Fuße der Berge sich vordrängten und noch an allerlei anderen Orten zum Vorschein kamen, wo man sie noch weniger brauchen konnte.

„Belustigen werde ich mich in diesem reizenden Cobija nicht," sagte Benito zu sich selbst, „aber ich werde ausruhen, ich werde nach Hause schreiben, und dies ist mir vorläufig hinreichend."

Hierauf setzte er seinen Anzug, so viel es ihm möglich war, in Stand und wartete auf die Rückkehr des Capitäns, der ihn an das Land und zum Sennor Palacios bringen sollte, an welchen er durch seinen Freund, den Minenbesitzer, empfohlen war; als aber der Capitän nach ziemlich langer Zeit endlich zurückkehrte, sagte er mürrisch:

„Sputet Euch, nehmt das Boot, fahrt hinüber, sendet aber das Boot sogleich zurück. Wir beginnen noch heute mit dem Löschen."

„Ihr geht also nicht mit," versetzte Benito, „es wird schwer für mich sein, das Haus des Sennor zu finden unter diesen viereckigen Dingern, von welchen eins aussieht wie das andere."

„Dort, dort!" rief der Capitän ungeduldig, mit dem Finger in der Luft umherfahrend und ungefähr die Richtung gegen die Stadt einhaltend. „Dort, und jetzt beeilt Euch, Ihr solltet schon auf halbem Wege sein."

Benito stieg schweigend in das Boot, und als er am Lande endlich nach längerem Suchen

das Haus des Sennor Palacios gefunden hatte, wurde er von diesem mit außerordentlicher Artigkeit und mit den freundlichsten Worten empfangen.

„Nehmt Platz, Don Benito," sagte der Sennor, „nehmt Platz und betrachtet mein Haus als das Eurige, und ich sage Euch gleich, heute könnt Ihr Eure Reise auf keinen Fall fortsetzen. Morgen mit dem Frühesten aber soll Alles zu Eurer Abreise bereit sein."

Benito war wie aus den Wolken gefallen und sah seinen Gastfreund erstarrt an.

„Morgen soll ich abreisen," sagte er endlich, „und ich dachte hier in Bolivien eine Freistätte gefunden zu haben, wo ich einige Wochen wenigstens ausruhen könnte von den Anstrengungen der letzten Zeit!"

Der Sennor Palacios hörte ihn mit liebenswürdigem Lächeln an, dann sagte er:

„Ich weiß Alles, theurer Don Benito, unser gemeinschaftlicher Freund hat mir durch den Capitän seines Schooners genaue Nachrichten zukommen lassen, und eben deshalb müßt Ihr sobald als möglich Eure Reise weiter fortsetzen."

„Wo soll ich denn von hier aus hinreisen?" rief Benito halb erschrocken, halb ärgerlich.

Jetzt setzte ihm der Sennor Palacios vor Allem

die Gründe aus einander, wegen welcher er, seiner eigenen Sicherheit halber, möglichst bald abreisen müsse. Die Freistaaten an der Westküste, sagte er, hätten in neuerer Zeit dringender als je das Bedürfniß gefühlt, sich an einander anzuschließen, sich die Bruderhände zu reichen, vor Allem aber mit eben diesen Bruderhänden die politischen Flüchtlinge zu ergreifen, welche von einem auf das andere Gebiet sich geflüchtet hätten, da ihnen die allzu häufigen Aufstände bedenklich erschienen wären.

Benito unterbrach ihn, indem er sagte, daß ihm zwar von diesem neuen Uebereinkommen nichts bekannt sei, daß er aber, im Falle es sich so verhalte, ja an der ganzen Westküste nicht sicher sei.

„Eben darum," erwiderte Palacios, pfiffig lächelnd, „eben darum. Ihr reitet ein wenig hinüber nach Potosi. Das gehört zwar auch zu Bolivien, aber es liegt drüben auf der andern Seite, wie wir hier zu sagen pflegen, und dort kümmern sie sich verzweifelt wenig um solche Händel."

„Nach Potosi, ein „wenig" hinüberreiten! Wahrhaftig! zuerst durch die Wüste, dann über die Cordillera!" sagte Benito.

„Wüste!“ rief jetzt Palacios verwundert, „Wüste! was nennt Ihr Wüste? Unser Cobija ist der einzige Hafen Boliviens an der Westküste, und alle unsere Waaren werden bekanntlich durch das, was Ihr Wüste nennt, hinübergeschafft. Die schwerbeladenen Thiere brauchen bisweilen, nicht immer zwei Tage, bis sie zu den Bergen kommen. Ein Reiter aber legt, mit der größten Leichtigkeit, in einem Tage die Strecke zurück. Und welch einen angenehmen Weg habt Ihr da! Habe ich Weg gesagt? Ich hätte Heerstraße sagen sollen! Breit, bequem, eben! Ihr lauft nicht Gefahr, Euch in irgend einer einfältigen Waldung zu verirren, Ihr habt nicht nöthig, über reißende Ströme zu setzen, und werdet nicht von wilden Thieren belästigt werden. Valga me Dios! Hätte ich im Augenblicke nicht so ungeheuer viel zu thun, ich würde mit Euch hinüberreiten, denn ich schwärme für die Partie.“

Freilich war es Benito ziemlich klar, daß man sich hier sowie anderwärts seiner sobald als möglich zu entledigen suchte, indessen war kaum etwas Anderes zu thun, als sich zu fügen. Doch erhielt er endlich die Erlaubtniß, noch drei Tage bleiben zu dürfen, und erst nach Verlauf dieser Zeit, während welcher der Sennor Palacios

für ein tüchtiges Pferd sorgen wollte, seine Vergnügungsreise anzutreten.

Beniio unternahm hierauf einen Spaziergang durch die Stadt und in ihre nächste Umgebung. Er besichtigte die zwei Quellen, die einzigen deren man sich dort erfreut, und von welchen die eine Kupfer enthält und den Bewohnern Cobijas sowie den Fremden Leibschmerzen verursacht, während die andere, in welcher bis jetzt die Wissenschaft noch kein Kupfer nachgewiesen hat, blos die Fremden krank macht, mit einiger Uebung aber, und in Ermangelung einer dritten, von den Leuten in Cobija getrunken wird, ohne daß dieselben sich bedeutend unwohl fühlen.

Dann betrachtete er die Berge im Rücken der Stadt und zerbrach sich den Kopf, wie diese fast senkrechten Wände, über welche der Weg in die reizende Wüste führte, bestiegen werden sollten. Da er aber hierauf nichts weiter fand, was ihm Interesse verursachte, so begab er sich wieder in das Haus des Sennor Palacios und fand bald, daß nicht Ungastlichkeit ihn aus dem Hause desselben trieb, sondern, wie es auch in Chile der Fall war, einfach die Furcht, irgendwie mit den Behörden in unangenehme Berührung zu kommen.

Nun Palacios sicher wußte, daß sein Gast ihn in drei Tagen verlassen würde, bot er in der That Alles auf, ihm das Leben so angenehm zu machen, als nur immer möglich. Trotzdem aber sagte Benito am Ende des zweiten Tages:

„Es bleibt mir immerhin unbegreiflich, wie irgend Jemand auf den Gedanken kommen kann, hier in Cobija seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Hier, wo die Sonne den Boden zu Asche gebrannt hat, wo kein einziges grünes Blatt zu sehen und wo das Wasser giftig ist, an einem Orte, der alle acht oder zehn Tage durch Proviantschiffe alle seine Nahrungsmittel beziehen muß, und an welchem die Erdbeben fast noch häufiger sind als bei uns, so daß diese viereckigen, kistenähnlichen Häuser, obgleich sie kaum umfallen können, doch keinen Augenblick sicher sind, nicht vom Meere verschlungen zu werden!"

Palacios lachte und machte mit dem Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

„Da steckt der Grund. Cobija ist der einzige Stapelplatz Boliviens an der Westküste, ein großer Theil des Landes muß durch uns mit Waaren versehen werden, und wir machen denen da drüben die Preise. Verstehen Sie nun? Man verdient hier Geld, viel Geld, und wo das

der Fall ist, trotzt der Mensch jeder Unbequemlichkeit, jeder Gefahr, ja selbst dem Tode!"

Am Morgen des dritten Tages, beim ersten Grauen des Morgens, trat Benito seine Reise an, und Palacios hatte ihm einen Führer mitgegeben, der ihn eine Strecke begleiten, und oben auf der Höhe der Berge den richtigen Weg bezeichnen sollte.

Benito fand an seinem Sattel zwei Taschen hängen, die eine mit Brot und Charque (an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch), die andere mit Gerste gefüllt, um sein Pferd füttern zu können, und ferner eine Blechflasche, voll Wasser, mit etwas Branntwein gemengt.

„Werde ich diese Mundvorräthe nöthig haben?" fragte er seinen Führer.

„Quien sabe?" *) versetzte jener.

„Ich meine," sagte Benito, „ob ich wohl an einem Tage hinüberkomme?"

„Einige," versetzte der Mann„ „sind hinübergekommen, Andere nicht."

„Carajo!" rief Benito, „sagt mir einfach, ob die Mehrzahl hinüberkommt?"

„Gebet Acht, Sennor," rief der Knecht, „der

*) „Wer weiß?" Eine an der ganzen Westküste beliebte Redensart, wenn man keine bestimmte Antwort geben will.

Weg wird hier äußerst schmal!" Trotzdem aber, daß dies seine vollkommene Richtigkeit hatte, trieb er dennoch sein Pferd zu rascherem Gange, und da Benito sah, daß eine bestimmte Antwort kaum zu erhalten war, folgte er ihm.

In der That ist jener Weg wirklich schmal. Kaum zwei Fuß breit, zieht er sich längs einer hohen Felswand hin, welche die eine Seite eines tiefen und mächtigen Flußbettes*) bildet, wie

*) Es war uns vergönnt, dort sowohl als auch an anderen Stellen jenes Auslaufes der Wüste Untersuchungen anzustellen, als deren fast unzweifelhaftes Resultat sich ergab, daß jene Vertiefungen keineswegs versiegten Flüssen ihren Ursprung verdanken, sondern nichts weiter sind, als mächtige Wasserrisse, welche durch von Zeit zu Zeit von der Cordillera stürzende, ungeheure Wassermassen gebildet worden sind. Es würde zu weit führen, hier die Art und Weise anzugeben, wie solches durch mehrfache Wahrnehmungen an Ort und Stelle ermittelt wurde; leicht aber lassen sich jene offenbar vorhistorischen, periodischen Wasserströmungen erklären Zuverlässig waren in jener Periode die Ausbrüche dieser Kette von Vulkanen, welche die hohe Cordillera bilden, noch häufiger als jetzt, und eben so gewiß noch stärker, noch großartiger. Bedenkt man aber die Summe der elektrischen Erscheinungen, welche stets ähnliche Ausbrüche noch heute begleiten, die wolkenbruchartigen Regen, welche herabstürzen, und die Massen von Schnee und Gletschereis, welche gleichzeitig geschmolzen zu Thale gehen, so ergiebt sich einfach der Ursprung jener gewaltigen Wassermengen, welche noch heutzutage durch ähnliche, wenngleich freilich bescheidenere Erscheinungen vertreten sind.

man dort diese, oft hundert Fuß tiefen und breiten, stets mit Geröll bedeckten Schluchten nennt.

Endlich glaubte Benito die Höhe erreicht zu haben, aber er fand bald, daß hier, wenngleich in kleinerem Maßstabe, doch ähnlich wie bei der hohen Cordillera selbst, auch das Küstengebirge terrassenartig ansteigt, und erst nachdem er mehrere Stunden längs ähnlicher Abgründe, wie vorhin an jenem ersten Wasserrisse, vorübergeritten war, befand er sich wirklich auf der Höhe des Gebirges.

„Hier ist der Weg," sagte sein Führer, indem er auf den Boden zeigte, „und dort die Cordillera. Lebt wohl, Sennor, und glückliche Reise!"

Er wendete mit diesen Worten sein Pferd und sprengte im Galopp thaleinwärts auf einem Pfade, auf welchem ein europäischer Reiter abgestiegen sein würde, und sein Pferd sorgsam am Zügel geführt hätte.

Benito machte währenddeß die Bemerkung, daß die Cordillera allerdings klar und deutlich vor ihm lag, und trotzdem daß zwischen ihm und ihr sich dreißig oder vierzig, Quien sabe, Stunden befanden, zeichneten sich dennoch ihre zackigen schnee- und eisbedeckten Gipfel scharf ab am

dunkelblauen, prachtvollen Himmel, funkelnd und die Strahlen der Sonne blitzend zurückwerfend.

Hinsichtlich des Weges fand er zwar, daß keine so große Deutlichkeit herrschte, doch waren hier und da in dem aus verwittertem Gestein bestehenden Boden schwache Andeutungen von Hufspuren zu finden, und da er keine andere Wahl hatte, so folgte er diesen, dahinsprengend im raschen Galopp.

Ein Pferd der dortigen Gegend legt fünfundzwanzig Stunden, wohl auch dreißig und selbst mehr in einem Tage zurück, muß aber freilich dann mehrere Tage rasten, aber man hatte ihm das indianische Dorf Chiachia als eine etwa fünfzehn Stunden von der Cordillera gelegene Station bezeichnet, wo er rasten und frische Pferde haben könne. Vorwärts also!

Er hatte in der That auch frischen Muth, sein Pferd war tüchtig, in der Tasche hatte er noch Gold, freilich nicht überflüssig, aber doch, wie er hoffte, so viel, um von jenem Dorfe aus sich die Hülfsmittel zur weiteren Reise verschaffen zu können, und war er einmal in Potosi, so würde der Geschäftsfreund des Sennor Palacios, an den er ein Empfehlungsschreiben bei sich trug, für das erste schon weiter sorgen.

Daß er sich jetzt in der eigentlichen Wüste befand, unterlag keinem Zweifel. Dunkelgefärbte oder schwarze, scharfkantige Felsen bildeten seine ganze Umgebung, verworrene, sonderbar gestaltete Gruppen bildend und bisweilen selbst auf längere Zeit alle Aussicht versperrend, doch zeigten ihm die Huftritte von Pferden und Maulthieren stets noch getreulich den Weg, ja es kam ihm bisweilen vor, als mehrten sich dieselben; was ihn aber jetzt gründlich zu belästigen begann, war die furchtbare Hitze, welche sich von Minute zu Minute zu mehren schien.

Als er am Morgen die Höhe erreicht hatte, war es kühl, ja fast kalt. Jetzt schien der Boden zu glühen, die zahlreichen schwarzen Felsen strömten Wärme aus gleich eben so viel geheizten Oefen, und die senkrecht herabfallenden Strahlen der Sonne schienen aus flüssigem Feuer zu bestehen.

Da es keinen Schatten giebt, wo die Sonne im Zenith steht, oder doch wenigstens fast im Zenith, so ritt Benito auf eine kleine Anhöhe zu, in der Hoffnung, dort vielleicht einigen Luftzug zu finden, und hielt, als er oben angekommen war, unwillkürlich still, den eigenthümlichen Anblick zu betrachten, der sich ihm darbot.

Vor ihm lag eine weite, endlos scheinende Fläche, nur begrenzt vom Horizonte und übersäet mit tausend und aber tausend Felsblöcken, die in seiner nächsten Nähe schroff und starr aus dem dunklen Boden ragten, in einiger Entfernung aber zu erzittern schienen, und noch weiter ab wogten, sich hoben und senkten, gleich den Wellen eines empörten Meeres.

Benito wußte freilich, daß die Hitze diese scheinbare Bewegung hervorbrachte, hatte er die Erscheinung gleich noch nicht in solch' großem Maßstabe gesehen, aber er begab sich von seinem erhöhten Standpunkte wieder hinab zwischen die Felsen, denn die Atmosphäre schien ihm dort oben noch glühender, noch erstickender als unten.

Als er dann weiter ritt, fiel ihm ein, was ihm der würdige Aufseher von der Wüste erzählt hatte, und er dachte, daß der Teufel sich in der That keinen für seine Persönlichkeit passenderen Aufenthalt hätte wählen können, um seine Weihnachtsferien zuzubringen, als eben diese Wüste von Atacama.

Kaum aber lächelte er über diesen Gedanken, sondern verfolgte seinen Weg, so rasch es eben anging und sorgfältig nach den Hufspuren forschend, welche seine einzigen Führer waren.

Jetzt begann der Boden stellenweise größere oder kleinere Risse und Spalten zu zeigen, über welche er setzen mußte, und welche ohne Zweifel durch Erderschütterungen erzeugt waren, endlich aber fühlte er, daß sein Pferd zu ermatten begann, und daß die Hitze, welche keineswegs nachlassen zu wollen schien, obgleich Mittag schon einige Stunden vorüber, auch ihn schwer niederdrückte.

Er ließ sein Pferd langsamer gehen, und jetzt spitzte dies plötzlich die Ohren und drängte fast gewaltsam nach einer Seite des Felsenchaos hin. Er ließ das Thier gewähren und nach wenig Minuten ward ihm klar, was dasselbe früher als er selbst gespürt hatte.

Vor ihm in einer Schlucht rieselte durch Felsen und Gerölle ein kleiner Bach, wohl zu Zeiten anschwellend zum Flusse, jetzt aber immer noch in reichlicher Fülle die köstlichste Labung bietend.

Im nächsten Augenblicke war er unten, sprang aus dem Sattel und beugte sich nieder, um schöpfend mit der hohlen Hand zu trinken, sich zu erfrischen.

Aber er schleuderte das Wasser von sich, nachdem die ersten Tropfen seine Lippen berührt hatten. Es hatte einen häßlichen, metallischen Geschmack,

und war so stark mit Kupfer versetzt, daß, wie er jetzt wohl sah, selbst seine Farbe grünlich war.

Das Pferd machte nicht einmal einen Versuch, zu trinken, sondern blickte traurig und mit hängenden Ohren nach den kleinen hüpfenden Wellen.

Der Instinct hatte dem Thiere eher wie dem Menschen die Quelle gezeigt, und belehrte es jetzt, eben so früher, von deren giftigen Eigenschaften.

Benito beschloß indessen zu rasten, und nachdem er aus seiner Flasche getrunken hatte, flößte er auch seinem Pferde von dem mit Branntwein versetzten Wasser ein, welches dieses begierig einsog, und nachdem es einige Hände voll Gerste erhalten hatte, wieder neu aufzuleben schien.

Nach einer nicht allzulangen Rast setzte Benito seine Reise fort, und der Weg, stets angedeutet durch die Hufspuren, führte jetzt durch Felsenmassen, welche bedeutend höher waren als die bisherigen, so daß die Aussicht fast gänzlich versperrt war.

Plötzlich aber öffnete sich das Felsenchaos, der junge Mann stieß einen Freudenschrei aus.

Vor ihm, in einer Entfernung von kaum zwei Stunden, lag die Cordillera. Palacios hatte ihn also nicht getäuscht, und er konnte heute noch

das Ziel seiner Reise ohne Mühe erreichen, obgleich er seiner Rechnung nach kaum erst fünfzehn Leguas, etwa zweiundzwanzig Wegstunden, zurückgelegt hatte.

Bald aber stiegen Bedenken in ihm auf.

Wo war Chiachia, das indianische Dorf, welches noch fünfzehn Stunden von Cordillera entfernt liegen sollte? Verfehlt konnte er es unmöglich haben, und dann war es auch nicht möglich, daß er eine solche Strecke zurückgelegt haben sollte in verhältnißmäßig so kurzer Zeit.

Er ließ indessen sein Pferd wacker ausgreifen, und sah jetzt freilich bald, daß er sich getäuscht und daß er einen nicht sehr hohen Gebirgszug vor sich hatte, der, wie er richtig schloß, quer durch die Wüste verlief. Er beschloß, da der Tag immer noch einige Stunden dauern mußte, den Versuch zu machen, heute noch über das Gebirge zu kommen, und fand, daß dies sogar mit weniger Schwierigkeiten verknüpft zu sein schien, als es anfänglich den Anschein hatte.

Er fand zuerst eine ziemlich tief in das Gebirge geschnittene Schlucht, welche endlich auf eine mäßige Anhöhe führte, die kaum die halbe Höhe des Gebirges haben mochte, und als er nicht allzulange Zeit auf derselben fortgeritten

war, senkte sich der Boden wieder, und plötzlich sah er nun die eigentliche hohe Cordillera wieder vor sich liegen.

Freilich aber, scheinbar wenigstens, ebenso weit entfernt als am Morgen, und zwischen sich und der riesigen Bergeskette wieder die Wüste, abermals wie er sie früher schon gesehen hatte, aber er wußte doch jetzt, daß er die rechte Richtung eingehalten, und war mit dem Gedanken vertraut geworden, sein Nachtlager in der Wüste aufzuschlagen.

Am Fuße des Gebirges machte er in Folge dessen Halt und suchte sich, so gut es eben ging, häuslich einzurichten.

Wer in Chile zu Pferde reist, und es gab in jener Zeit kaum eine andere Art zu reisen, führt stets sein Bett mit sich, und dieses besteht aus den zwölf Guanaco-Fellen, welche den sogenannten großen Sattel bilden. Unmittelbar auf dem Thiere liegen sechs derselben, dann kommt ein höheres Sattelgerüst, und auf diesem befinden sich die sechs übrigen Felle, die meist noch mit einem dreizehnten, bunt gefärbten, welches man Pellon nennt, bedeckt sind.

Benito hatte von seinen Vorräthen gegessen, hatte seinem Thiere Gerste gegeben, und hatte

eben so seinen Abendtrunk mit ihm getheilt, dann ließ er es ledig, da beim ersten Nachtlager sich fast nie ein Pferd von seinem Herrn entfernt, und begann sich bald ganz behaglich zwischen seinen Decken zu fühlen, denn der Hitze des Tages war eine Kühle gefolgt, welche unserem Reisenden fast unerklärlich schien. Er entschlief indessen, gegen Mitternacht aber wurde er geweckt durch das sturmähnliche Toben des Windes und durch eine Kälte, wie er, ein Kind des Südens, sie nie empfunden hatte.*)

Freilich wölbte sich über ihm der prachtvolle nächtliche Himmel seines Vaterlandes, ein riesiges Gewölbe, gefärbt mit dem kostbarsten Blau und besetzt mit Millionen funkelnder Edelsteine, und über der Cordillera blitzten die geheimnißvollen Feuerscheine**) ihrer Feuerberge, aber

*) Während in der Wüste von Atacama des Tages über das Thermometer nicht selten auf + 36 bis 40 R. steigt, tritt in der Nacht Frost ein, und das Thermometer sinkt jetzt mehrere Grade unter Null. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem eisigen, von der beschneiten Cordillera des Nachts herabkommenden Sturmwinde, während bei Tage stets Landwind herrscht.

**) Das sogenannte Leuchten der Vulkane, ein periodisch in kurzen Zwischenräumen wiederkehrendes Aufblitzen der thätigen Feuerberge, dem Wetterleuchten ähnlich, bis jetzt nicht genau erklärt, und nur an den Vulkanen der Andeskette beobachtet.

Benito hüllte sich schauernd vor Kälte in seine Felle, klappernd mit den Zähnen, den Sternen und der Cordillera nicht einen einzigen Blick schenkend, und nur halbwege aufrecht gehalten von dem Gedanken, daß er morgen zuverlässig in der angenehmsten Kühle das Dorf Chiachia erreichen werde, „denn", sagte er zu sich selbst, „diese Bergkette, die ich heute überstiegen, ist offenbar die Grenze jener furchtbar heißen Region, und da es hier in der Nacht so jämmerlich kalt ist, so ist bei Tage die Temperatur eher noch kühl, als belästigend warm. —

Drei Tage später finden wir unseren Benito zu Fuße, zwischen einem Labyrinth von Felsen irrend, welche ähnliche Gluthströme entsendeten, wie jene, die er am ersten Tage getroffen.

Seine Wangen waren eingefallen, sein Haar verwildert, sein Blick unstät, verzweifelnd, fast Wahnsinn verrathend, und sein Gang war schwankend und unsicher.

Alles das kam daher, weil er bereits seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen Nahrung und keinen Tropfen Getränk über die Lippen gebracht, und während ihm bei Tage die Hitze fast zu Boden gedrückt hatte, war er des Nachts dem Erfrieren nahe gewesen.

Nachdem er nach jener ersten in der Wüste zugebrachten Nacht wieder zu Pferde gestiegen war, um seine Reise weiter fortzusetzen, bemerkte er, daß die Fußspuren, denen er bisher gefolgt war, spärlicher wurden.

Dann theilten sie sich und wurden wieder seltener, einige schienen vor vulkanischen Spalten verschwunden zu sein, andere an kupferhaltigen Lachen, deren er jetzt mehrere traf, wieder andere hörten plötzlich auf, als sei Roß und Reiter durch die Luft davon geritten. Er schob es auf den Wind, der die Huftritte verwischt hätte, und ritt seitwärts, um vielleicht andere zu finden, aber das war nicht der Fall, und er beschloß jetzt, in gerader Richtung irgend einen Punkt der hohen Cordillera sich zum Ziel zu setzen.

Aber jetzt traf er auf mächtige, nicht zu überspringende Spalten des Bodens, welche ihn zur Umkehr zwangen, dann kam er an große Lachen salzigen Wassers und mußte abermals umwenden, hierauf gerieth er zwischen hohe Felsen, welche ihm alle Fernsicht benahmen, und endlich konnte er sich nicht länger bergen, daß er sich gründlich verirrt hatte, ja, daß er mit jedem Schritte Gefahr lief, dies noch mehr zu thun.

Am zweiten Tage war sein Speisevorrath, seine Gerste und sein Wasser zu Ende, und da sein Pferd zu Boden gestürzt und dem Verenden nahe war, ließ er es liegen und irrte zu Fuße weiter.

Jetzt aber und kurze Zeit nachdem wir ihn getroffen haben, stand er stille, dann warf er sich auf die Erde nieder und murmelte halblaut: „hier will ich sterben."

Vor einigen Stunden noch hatte er Gott gelästert, und mit der geballten Faust scheltend und verwünschend nach der Richtung hingedroht, in welcher er sein Vaterland vermuthete, das ihn ausgestoßen, und seine Freunde, die ihn dem Elende Preis gegeben.

Jetzt lächelte er schmerzlich: „Was hilft's, wenn ich weiter gehe! Wenn ich meine Qualen nutzlos vermehre!"

In der That schien es ihm, als könne er sich nicht mehr erheben, nachdem er sich einmal niedergelassen, seine Sohlen waren wund und alle Glieder schmerzten ihn. Hunger empfand er indessen verhältnißmäßig weniger, der war wohl durch die tödtliche Mattigkeit verdrängt, welche ihn zu Boden drückte, aber wenn er an Wasser dachte, glaubte er wahnsinnig werden zu müssen.

Oder war er es vielleicht schon?

Seine Pulse flogen, und sein Blut floß heiß wie geschmolzenes Metall durch seine Adern, während sein Gehirn zu brennen schien. Wasser! O mein Gott! Wasser!

Verworrene Bilder aus seiner Kindheit drängten sich ihm jetzt fast gewaltsam auf.

Man sagt, daß das so sein soll, wenn man zum Sterben kommt.

Er sah seine Mutter vor sich, die ihn gehegt und gepflegt und seine hülflose Kindheit geschirmt, dann gedachte er seines Vaters.

Niemand hatte ihn jemals so geliebt als eben diese beiden, und er machte es sich zum Vorwurfe, daß erst jetzt, in dieser schlimmen Stunde, diese Wahrheit so deutlich vor ihn trat.

Dann gedachte er seiner Kameraden. Die hätten ihn wohl nicht hinausgejagt in bittere Noth und Tod, wie seine anderen guten Freunde. Aber die armen Bursche waren, wenn sie überhaupt noch lebten, wohl nicht viel besser daran, als er selbst.

Jetzt glaubte er die Sennorita Francisca Ramirez vor sich zu sehen und hob zornig drohend die Hand gegen sie, die ihn von ihrer Schwelle gejagt, als er in höchster Noth war.

Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

Tupa! Er hatte ihr Bild öfter schon mit Gewalt von sich verbannt während dieses Tages, der ohne Zweifel sein letzter war, aber immer kehrte es wieder, und es ging ihm fast mit ihr, als wie mit seinen verstorbenen Eltern.

Er wußte jetzt, daß ihn Francisca nie so geliebt, wie dieses arme, anspruchslose Mädchen, das er anfänglich wie ein Spielzeug behandelt und dann scheltend von sich gestoßen.

„Tupa! Tupa!!" Wehklagend und bereuend rief er ihren Namen.

Dann blickte er starr vor sich hin. Da zog sie wieder gegen ihn heran, zwischen jenen schwarzen Felsen, wie er sie schon mehrmals erblickt in den letzten qualvollen Stunden, in welchen sich alle seine Gedanken zu verkörpern schienen.

Aber — was war das? — sie zerfloß diesmal nicht in Duft und Nebel, wie das vorher der Fall gewesen, oder verwandelte sich nicht in ein anderes Bild der Erinnerung. Sie kam rasch näher, jetzt hörte er sie einen Jubelschrei ausstoßen, und dann verlor er die Besinnung.

Er erwachte durch ihre Bemühungen, dann gab sie ihm Wasser, mit Wein gemischt, zu trin-

ken, und reichte ihm Speise, und es schien, als seien es wirkliche Zaubermittel, denn er war rasch gekräftigt, und fühlte sich glücklich, mitten unter den Schrecken der Wüste.

„Tupa, liebe Tupa, wie kommst Du hierher?"

Sie sah ihn verwundert an: „Mußte ich Dir nicht folgen, da Du fliehen mußtest und ich Deine Dienerin war? Folgt ein treuer Hund nicht seinem Herrn?"

„Ja," sagte Benito mit Thränen in den Augen, „ja, ich habe Dich mißhandelt und Dich von mir gestoßen wie einen Hund, und nun wirst Du mein rettender Engel!"

„O, Du nicht," rief Tupa, „aber die Anderen haben mich von ihrer Schwelle gejagt wie einen Hund, als ich Deiner Spur zu folgen ging, aber ich zürnte ihnen nicht, denn sie zeigten mir dennoch die Wege, welche Du eingeschlagen. Mehr bedurfte ich nicht!"

Dann breitete sie vor dem erstaunten jungen Manne Gold aus und funkelnde Edelsteine.

„Großer Gott!" rief er, „der reiche Schmuck, das Erbtheil meiner Mutter! All' mein Gold!"

„Ja," sagte Tupa, „ich habe alles mitgenommen, was ich finden konnte, ehe die Anderen

kamen es zu nehmen," und dann erzählte sie mit schlichten Worten, wie sich Alles begeben.

Sie hatte schon Tages vorher von José gehört, daß man kämpfen werde, und als man sich schlug, war sie auf die Straße geeilt, um zu sehen, wie ihr Herr seine Feinde tödten würde. Als sie aber sah, daß es anders gekommen, lief sie in die Kaserne und in die Wohnung Benito's, wo sie José zu finden hoffte.

Sie fand ihn allerdings, aber sterbend, und von ihm erfuhr sie, daß Benito geflohen sei, und die muthmaßliche Richtung, welche er eingeschlagen. Nun lief sie auf seine Stube, erbrach Kisten und Kasten, nahm, was ihr werthvoll schien, warf sich dann auf ein Pferd, das weiß Gott wem gehörte, und jagte wie wahnsinnig aus der Stadt, um ihrem Herrn zu folgen.

Die allgemeine Verwirrung, welche herrschte, begünstigte ihr Entkommen. Ihre Geschicklichkeit und ihre Kenntniß im Verfolgen irgend einer Spur, zumeist wohl aber ihre Anhänglichkeit und ihre Treue, ließen ihr Unternehmen gelingen, und sie hätte Benito zuverlässig schon am ersten Tage eingeholt, hätte sie nicht fruchtlos auf mehreren Haciendas nach ihm gefragt. Als sie am Abende des zweiten Tages endlich

die Hacienda gefunden, in welcher er zuerst angehalten, war es nicht mehr schwer, seiner Spur zu folgen.

Freilich mußte sie die verfänglichen Worte der Männer, und die höhnenden der Frauen hören, und man jagte sie fast allenthalben scheltend weiter, aber dennoch erfuhr sie, wohin sich Benito gewendet.

Als sie Copiapo erreicht hatte, erfuhr sie, daß er sich des Tages vorher nach Cobija eingeschifft, und wollte den Landweg einschlagen, ihm zu folgen, aber die Fischer riethen ihr ab. In einem oder zwei Tagen würde ein nach Cobija bestimmtes Proviantschiff im Hafen anlegen, sagten sie, mit dem könne sie reisen. Der Landweg sei zu gefährlich, unbedingt aber würde sie zu Schiffe Cobija eher erreichen.

Die Gefahr war ihr gleichgültig, aber das letzte entschied, sie ging mit dem Proviantschiffe nach Cobija, aber Benito war bereits seit einigen Tagen von dort wieder abgereist, und sie erkundigte sich nun nach dem Wege, den sie einzuschlagen hätte, um ihm zu folgen. Aber bei dieser Gelegenheit erfuhr sie Mancherlei, was sie erschreckte und besorgt machte, und sie kaufte, er=

rathend, was nöthig, drei Pferde, eins für sich, eins für Benito und ein drittes nahm sie, mit Proviant beladen, mit sich. Dann machte sie sich unverzagt auf den Weg, und brauchte einen einzigen Tag, um ihn einzuholen und ihn vom sicheren Tode zu erretten.

„Aber wie war es Dir möglich, hier in der Wüste meiner Spur so rasch, so sicher zu folgen?" sagte er, als sie geendet.

„Das war nicht schwer," versetzte sie, „denn die Hufspur Deines Pferdes war frisch, die andern älter und verwischt."

Sie zerstreute auch seine Bedenken, ob sie wohl den weiteren Weg mit derselben Sicherheit finden würde, und als sie am andern Morgen die Reise weiter fortsetzten, sah er wohl, daß sie nicht zu viel versprochen.

„Gestern schon," sagte sie, „habe ich diesen Weg gefunden, als ich einen Augenblick von Deiner Spur abkam, und Du selbst warst keine vierzig Schritte weit von demselben entfernt. Schon in Cobija haben sie mich aufmerksam gemacht auf die Dinge, welche ich hier treffen würde."

Diese Dinge bestanden in den Mumien von Pferden und von Maulthieren, welche jetzt stets

häufiger wurden, und ähnlich wie in der Sahara die Richtung des Weges zeigten.

Daß von dort aus und gegen die Cordillera zu sich diese Reste verschmachteter Thiere stets mehren, scheint vielleicht anzudeuten, daß die Reise durch die Wüste häufiger von Cobija aus unternommen wird, als von Potosi aus nach der Küste, da erst, nachdem schon ein größerer Theil des Weges zurückgelegt ist, die Thiere der Ermattung, dem Hunger und dem Durste erliegen. Aber während man kaum oder nur höchst selten menschliche Reste findet, sind die gefallenen Pferde und Maulthiere sämmtlich mumificirt, und Skelette werden nicht gefunden.

Die heiße, trockene Luft, die des Tages über die Wüste streift, trocknet sie aus und verhindert die Fäulniß, und überhaupt scheinen dort sowohl als auch in Chile und an anderen Orten der Westküste mancherlei Bedingnisse zu fehlen, welche die eigentliche Fäulniß, die faulige Gährung, einleiten.

Der Mangel an menschlichen Leichen aber wird dadurch erklärt, daß die in der Wüste Verunglückten entweder von ihren Begleitern mit hinweggenommen werden, oder daß fromme Hände ihnen irgendwo ein Grab bereiten.

Aber sehen wir wieder nach unseren Reisenden.

Heiter und fröhlich zogen Beide dahin ihren Weg durch die Wüste, als befänden sie sich auf dem herrlichsten Wege, mitten in einer reizenden, blühenden Landschaft, und während Benito lachte und scherzte, war Tupa überglücklich und von stiller Seligkeit erfüllt.

Wohl hatte er früher auch gescherzt, aber nicht so wie heute, und sie fühlte, daß er ihr dankbar war, sie zu lieben begann, und das war ihr höchstes Glück, ein kaum geahntes, gehofftes.

Sie erreichten glücklich und ohne weiteren Unfall am Abende desselben Tages das indianische Dorf, und eben so später Potosi, woselbst Benito übrigens von den Empfehlungsbriefen des Sennor Palacios keinen Gebrauch machte. —

Einige Monate später sagte die Sennorita Francisca zu ihren Freunden und Bekannten:

„Ich habe nie viel auf diesen Sennor Laveaga gehalten, aber eine solche Charakterlosigkeit hätte ich ihm denn doch nicht zugetraut. Stellen Sie sich vor, er hat die abscheuliche kleine Wilde geheirathet, den braunen, kaum drei Fuß hohen Affen, welchen er jenes Mal, weiß Gott warum, aus Araucanien mitgebracht hat.“

„Das unverschämte Ding soll ihm, wie man

sagt, selbst bis in die Wüste nachgelaufen sein," sagte eine andere Sennorita, und eine dritte fügte hinzu:

„Solche Geschöpfe kennen keine Scham und keine weibliche Würde."

Die Bekannten Benito's aber sagten, indem sie die Schultern zogen:

„Es war ein guter Kerl dieser Benito, aber schwach, außerordentlich schwach."

Was endlich Benito selbst betrifft, so wurde er später begnadigt und erhielt einen Theil seines noch in Chile befindlichen Vermögens zurück, er zog aber vor, nicht in sein Vaterland zurückzukehren, sondern in Bolivien zu bleiben, und glücklich zu leben an der Seite Tupa's, welche durchaus nicht so klein war, wie die Sennorita Francisca behauptete, wenngleich der Fehler immerhin an ihr haften blieb, daß sie dem Mann, den sie liebte, durch die Wüste nachgelaufen war, um ihm das Leben zu retten.

Eine diplomatische Sendung.

In dem Cabinete des Grafen Halden, in welches wir den freundlichen Leser zuerst führen müssen, bemerkte man nicht die geringste Spur von den gewaltigen Stürmen, welche kaum einige Wochen vorher über die deutschen Gauen gezogen waren, ja zum Theil noch grollend nachhallten in denselben.

Freilich waren sie wohlthätig für Deutschland diese Stürme, denn es waren die von 1813. Man hatte die Faust, welche man lange grollend in der Tasche geballt hatte, endlich hervorgezogen und hatte wacker dareingeschlagen auf die fremden Dränger, die jetzt flüchtig ihrer Grenze zueilten. Daß die Kosaken ein wenig mithalfen bei jener großartigen Hetzjagd, geht uns nichts an, ja vorläufig wenigstens kümmert für unsere vorliegenden Zwecke uns der ganze Kriegstrubel selbst nur wenig, und wir haben desselben nur erwähnt,

um die verhängnißvolle Jahrzahl 1813 nicht ganz kahl und alleinstehend aufführen zu müssen.

Kehren wir also in das Cabinet des Grafen Halden zurück, dessen Geräthschaften und Ausschmückung wir nicht schildern wollen, weil dieselben der geschmacklosesten aller geschmacklosen Zeiten angehörten, eben der Zeit des ersten Napoleon, und blicken wir dafür nach der lebenden Staffage des kleinen Gemaches, welche aus zwei Personen bestand.

Die eine derselben, der Graf selbst, war ein Mann, der die fünfziger Jahre bereits überschritten hatte, und von welchem wir, um ihn eben so wenig näher beschreiben zu müssen, wie sein ungemüthliches Arbeitszimmer, einfach sagen wollen, daß er ein Diplomat war, worauf das Bild desselben augenblicklich klar und ausgeprägt vor Jedermann stehen wird, wenngleich ohne Zweifel in etwas verschiedener Form, gemodelt vielleicht nach der uns bekannten Persönlichkeit eines mehr oder weniger berühmten Diplomaten selbst, oder gebildet nach der Ansicht, welche durch der Genuß mehrfacher Leitartikel entstanden, von der species homo diplomaticus, endlich vielleicht zusammengesetzt aus Bildnissen derselben, oder

aus Zerrbildern, wie sie gegenwärtig die Schaufenster der Buchläden verunzieren.

Die zweite Person war ein junger Mann von fünf- oder achtundzwanzig Jahren, von ziemlich frischer Gesichtsfarbe, braunem Hauptthaar und dergleichen Augen, und mit einer jenen eigenthümlichen Nasen, welche im Profil ein wenig gebogen sind und bei einigem guten Willen an ein gelindes Römerthum erinnern können, während sie en face betrachtet, stumpf, ja fast breit zu nennen, so daß der Besitzer selbst gezwungen ist, sie stets von der unvortheilhaften Seite anzusehen. Im Uebrigen war der junge Mann nicht übel gewachsen, von Mittelgröße und trug, dem Geschmacke jener Zeit entsprechend, und ein wenig an den seligen Werther erinnernd, einen blauen Frack und gelbe Beinkleider. —

Es schien, als habe eine augenblickliche Pause stattgefunden in dem Gespräche der beiden Herren; jetzt aber sagte Graf Halden:

„Ihre Instructionen sind Ihnen also nun vollständig klar, mein lieber Lindenberg?

„Excellenz," erwiderte der junge Mann mit einer Verbeugung, „zuverlässig; indessen —"

„Schön," sagte der Graf, „schön! Rasch auffassen, vorsichtig durchführen, so liebe ich es."

Er stand vom Sopha auf, und August Lindenberg mußte wohl oder übel seinen Stuhl ebenfalls verlassen. Jetzt sah ihn der Graf einige Augenblicke durchdringend an, und legte flüchtig Zeige- und Mittelfinger seiner Linken auf den Mund.

„Gegen Jedermann,“ sagte er dann mit gedämpfter Stimme; „beachten Sie wohl, gegen Jedermann.“ Er betonte das Wort mit besonderem Nachdrucke, und fuhr dann fort: „und je eher Sie abreisen, desto besser wird es sein.“

August Lindenberg befand sich auf der Treppe, ehe er recht wußte, wie er die Stube verlassen hatte, und kam hierauf, fast mechanisch hinabsteigend, unter der Thür des Hauses an. Dort besann er sich aber und blieb einige Augenblicke stehen; es wäre ihm lieb gewesen, wenn irgend ein Bekannter vorübergegangen wäre, aber lauter fremde Gesichter zeigten sich auf der breiten und ziemlich volkreichen Straße, und er mußte endlich das Portal verlassen. Wie kann Jemand, der mit einer geheimnißvollen Sendung beauftragt ist, unschlüssig sein, wohin er sich zu wenden hat!

Er schlug also langsam den Weg nach seiner Wohnung ein und beschleunigte erst seine Schritte,

als diese mit dem Hotel des alten Diplomaten in keine Beziehung mehr zu bringen waren; als er aber zu Hause angekommen war, warf er sich nachdenkend auf sein Sopha. Wie war das Alles so rasch gekommen! Vor noch nicht lan.er Zeit hatte derselbe Graf Halden ihn zu sich beschieden und hatte ihn, es war nicht zu läugnen, wie man in der Studentensprache zu sagen pflegt, einigermaßen „geriffelt."

„Ich bin Ihr Chef nicht," hatte er gesagt, „aber ich bin ein alter Freund Ihres Vaters, und das giebt mir das Recht, offen mit Ihnen zu sprechen. Ich meine es gut mit Ihnen, und zuverlässig besser als Sie selbst. Wohin soll Ihre Lebensweise führen, auf welches Ziel gedenken Sie loszusteuern? Sie haben Jura studirt, haben das Examen gemacht und haben die Note erhalten, welche man „sehr gut" schreibt und „höchst mittelmäßig" ausspricht. Trotzdem hat man Ihnen Vorschub geleistet, man hat Sie hierher geschickt in die größere Stadt, während Ihr wackerer Vater in der Provinz sitzt; aber statt zu arbeiten, statt nach Kräften das Versäumte nachzuholen, machen Sie Verse, spinnen allerlei Liebeleien an und sind auf dem besten Wege, ein Phantast zu werden, statt eines anständigen Re-

ferendars, der Sie blos dem Namen nach sind, da Sie, wie mir Ihr Vorstand sagt, avis rarissima in der Amtsstube sind."

August Lindenberg hatte sich jenes Mal verwundert, den alten Diplomaten so offenherzig und zugleich so wahr sprechen zu hören, da doch bekanntlich diese Art Menschen stets ausnehmend vorsichtig sich auszudrücken pflegen, und das Lügen ihnen zur andern Natur geworden ist. Aber wie verändert war heute das Benehmen des Grafen! Auf der einen Seite war er die Liebenswürdigkeit selbst, auf der andern die personificirte Unklarheit. Das war fast das Einzige, was Lindenberg selbst vollkommen klar geworden war von den Aufträgen, mit welchen man ihn betraut hatte.

Er sollte nach Schwanheim gehen, einem Gute des Grafen, und dort auf weitere Befehle warten. Seine Anwesenheit sei dort nöthig, dringend nöthig, vorläufig auch ohne jene weiteren Befehle, und dort sollte er beobachten, höchst genau beobachten und die Augen allenthalben haben.

„Darf ich Excellenz fragen," sagte August, „was ich vorzugsweise —." —

„Brav!" rief der Graf, indem er August leicht auf die Schultern tippte, „brav, ich sehe, wir

verstehen uns, und es ist überflüssig, mich weiter über die Sache zu verbreiten.“

Dann hatte er beigefügt, daß natürlich Niemand weiter in das Geheimniß eindringen dürfe, und einige Papiere, welche der Graf bereits vorausgesendet habe, und die ihm auf Schwanheim eingehändigt werden sollten, würden vollkommen hinreichen, den eigentlichen Zweck seines Dortseins zu verbergen. Dann war er, wie wir bereits gesehen haben, entlassen worden.

August Lindenberg kam dem Grund der Dinge nicht vollkommen auf die Spur. Das Vertrauen des Grafen, sein verändertes Urtheil über ihn konnte allerdings aus einem günstigen Berichte seines Vorstandes hervorgegangen sein, aber — er hatte gewichtige Gründe, an einem derartigen günstigen Berichte zu zweifeln. Vielleicht, dachte er dann, vielleicht haben sie eine ganz besondere Anlage zum diplomatischen Fache bei Dir gefunden, und da dies seine Eitelkeit schmeichelte, so beruhigte er sich vorläufig damit, war es gleich dieser Anlage ziemlich widersprechend, daß er eigentlich vom Zwecke seiner Sendung so viel wie nichts begriffen hatte. Er tröstete sich aber damit, daß die Papiere, die er in Schwanheim vorfinden und welche den Grund

seiner Anwesenheit verbergen sollten, ihm wohl auch Aufschluß über denselben geben würden.

Allmälig begannen jetzt sanguinische Hoffnungen in ihm aufzutauchen. Famose Erfolge, Erfolge, welche die Erwartungen des Grafen weit hinter sich ließen! Der Fürst würde aufmerksam gemacht werden auf den talentvollen, tüchtigen jungen Mann. Eine Anstellung, ein Orden, zwei vielleicht, denn wie leicht war es möglich, daß noch ein anderer Hof betheiligt war an jener Angelegenheit, welche er mit so viel Geschick und Gewandtheit vereinigte!

Dann Sidonie, die göttliche Sidonie, die er anbetete, obgleich sie die Tochter des Präsidenten, und an deren Liebe zu ihm er überzeugt war, obgleich sie ihm zur Zeit noch kein Geständniß gemacht! Aber ein Blick in seinen Spiegel gab ihm stets diese Ueberzeugung zurück, wenn er in trüben Stunden bisweilen zu zweifeln begann. Freilich war der Papa Präsident bis jetzt nicht besonders liebenswürdig gewesen; kam er aber zurück, befördert, decorirt und mit der Aussicht auf rasches Vorwärtskommen, — zuverlässig würde der Alte dann andere Saiten aufziehen. Und wenn nicht? Ein perfider Gedanke stieg in ihm auf — alle Thüren, alle Herzen öffneten

sich ihm ja ohnedies, vielleicht schon in wenig Wochen, — aber er beschloß dennoch treu zu bleiben, obgleich Sidonie nicht einmal besonders schön war, sondern einfach „göttlich“, wie er zu sagen pflegte.

Unser junger Freund hüllte sich, noch voll von solchen Gedanken, in seinen Mantel und ging einige Freunde aufzusuchen. Er war sicher, den Zweck seiner Sendung nicht zu verrathen, aber er wollte seine Bekannten wenigstens ahnen lassen, daß ihm eine hochwichtige Mission geworden. Zu seinem Aerger indessen traf er keinen einzigen derselben, und verstimmt trat er endlich den Heimweg an.

Als er am Hause des Präsidenten vorüberkam, war droben Alles erleuchtet. Große Gesellschaft also! Früher war er nicht selten geladen worden, dann spärlicher, in der letzten Zeit gar nicht mehr. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und blickte mit gerunzelter Stirn aufwärts. „Geduld, das Verdienst bricht sich Bahn!“ Zu Hause aber angekommen, erschrak er heftig. Ein Billet des Grafen war während seiner Abwesenheit abgegeben worden, und er fürchtete, daß jener sich anders besonnen, und alle seine Hoffnungen und Pläne zu nichte werden dürften. Das war aber

nicht der Fall, sondern der Graf hatte geschrieben: „Die bewußte Angelegenheit erfordert Ihre schleunige Abreise. Ich werde Ihnen morgen, früh vier Uhr, einen Wagen senden. Adieu! H."

August brachte die halbe Nacht mit Packen zu, schlief dann, geplagt von fieberhaften Träumen, einige Stunden, und als endlich der Wagen vor seiner Wohnung erschien, war er bereits reisefertig, und als er darauf in seinem Mantel gehüllt und mächtige Rauchwolken von sich blasend, durch die finsteren Straßen der Stadt fuhr, kam ein Behagen über ihn, welches die dampfdurchflochtene Gegenwart nicht mehr ahnt, trotzdem daß man jetzt zwölf Wegstunden in einer zurücklegt, während man zu jener Zeit neun bedurfte, waren die Wege schlimm, wohl auch die ganzen zwölf. Er überdachte dann noch einmal das Gespräch, welches er mit dem Grafen gehabt hatte, und da er, so wenig wie gestern, klug aus demselben wurde, so ging er zu den Hoffnungen über, welche er hegte, und als nach mehreren Stunden endlich der Tag zu grauen begann, schob er die Ledervorhänge zurück, welche dazumal die Stelle der gegenwärtigen Wagenfenster vertraten, und blickte hinaus in die Morgenlandschaft.

Die Gegend war ihm völlig fremd, denn er war kaum einige Stunden weit über das Weichbild jener größeren Stadt hinausgekommen, aber als es vollkommen Tag geworden war, kam es ihm vor, als habe er nie eine jämmerlichere Landschaft gesehen als eben die, durch welche sein Fuhrwerk jetzt langsam dahinzog. Längs des Weges entlaubte Bäume, dann leere Felder, hie und da einmal in einiger Entfernung der Saum eines niederen Gehölzes, und dann ein grauer, fast mißfarbiger Nebel, der ohne alle Poesie schwer und bleiern bald näher bald ferner Posto gefaßt hatte.

Es war der Gegend freilich nicht zu verargen, daß sie so düster und langweilig dareinsah, denn es war fast die schlimmste Zeit im Jahre, das heißt etwa Mitte November, nicht Herbst nicht Winter, nicht süß nicht sauer, und wäre unser Freund August einige Monate früher jene Wege gezogen, so hätten ihn ohne Zweifel die wogenden Halme der goldenen Saat entzückt und der Schnitter geschäftiges Walten, er hätte mit Wohlgefallen auf die, der Last ihrer Früchte fast erliegenden Obstbäume geblickt, und die kleinen freundlichen Dörfer, die jetzt der Nebel bedeckte,

hätten zuverlässig allerlei idyllische Gedanken in ihm rege gemacht.

Auch der Nebel benimmt sich zu anderen Zeiten anständiger, als eben Mitte November. Wie freundlich erinnernd klopft er an euren Herzen an, wenn er im Frühherbste seinen grauen Mantel über die Morgenlandschaft gebreitet hat! Wie weiß er da euch zu erinnern an die fröhliche Zeit der Ferien, an des Knaben Lust und Freude, und wie erzählt er euch alte Geschichten, die euch bisweilen ganz absonderlich ergreifen und schütteln! Auch seine Kinder, die Nebelstreifen, die durch die Waldschluchten ziehen, die auf den Wogen des Flusses ihren Reigen aufführen, oder um die felsigen Kuppen des Gebirges schweben, sind phantastische Gesellen, und gebt ihr ihnen Form und Gestalt, so erzählen sie euch, zum Danke dafür, oft wunderbare Mähren. Und auf dem unendlichen Meere in stiller Sternennacht, da entfaltet der alte Nebelkönig erst recht seine Macht und Herrlichkeit, als ein gewaltiger Zauberer, der euch Schlösser sehen läßt und Städte, der Heimath Flur und Herd, und wohl auch manch' theure Gestalt.

Der Nebel aber, der Mitte November sich auf eine flache Gegend gelegt hat, ist ein jämmer=

licher Bursche, eine schuftige Dunstgestalt, und nichts weniger als ein phantastisches Wesen, sondern eine ganz ordinäre, unter die Reihe der meteorischen Niederschläge zu zählende Naturerscheinung.

Was August betraf, welcher sich anfänglich so behaglich im Alleinbesitze seines Wagens gefühlt hatte, so begann ihn jetzt zu frieren, und als bald darauf der Nebel sich in einen ziemlich soliden Regen verwandelt hatte, welcher trotz der Ledervorhänge dennoch in den Wagen drang, und den Reisenden durchnäßte, fluchte er anfänglich und hoffte endlich in stummer Verzweiflung auf die erste Station.

Dort aber, es war ein kleines Bauerndorf, wurde ihm keine lange Rast. Der Graf hatte für frische Pferde im Voraus gesorgt, und der Kutscher, der ein mürrischer, schweigsamer Geselle schien, drängte zu baldigem Aufbruche, da man sonst Schwanheim nicht vor Anbruch der Nacht erreichen werde. August ergab sich in sein Schicksal, und der Tag verging auf ziemlich gleiche Weise, wie er begonnen, kalt, unfreundlich, regnerisch und bezüglich des Weges — Sandwege wechselnd mit bodenlosen, kothigen Straßen, oder steinbesäeten Feldwegen. Die ein=

zige Unterbrechung machte eine Schenke, in welcher man den Pferden ein sogenanntes kurzes Futter reichte; aber August, das ziemlich verwöhnte Kind einer größeren Stadt, flüchtete sich bald wieder in den Wagen, denn die Stube war mit Bauern und Juden angefüllt, welche von einem Markte kommend, dort, Schnaps genießend, ihre Kleider trockneten und eine fabelhafte Atmosphäre bewerkstelligt hatten.

Als die Nacht angebrochen war, schien die Gegend, welche bisher stets flach verlaufen, einen etwas romantischeren Charakter angenommen zu haben, einen bergigen wenigstens, aber die Dunkelheit und der strömende Regen gestatteten keine nähere Kenntnißnahme. Endlich aber hielt der Kutscher und sagte, mit der Peitsche in die Nacht hinauszeigend: „Dort!" Es kam August vor, als bemerke er in nicht weiter Entfernung einen großen, dunklen, unförmlichen Gegenstand vor sich liegen, und in Mitte desselben einen zweifelhaften Lichtschimmer, und in der That hatte man auch bald darauf das Ziel der Fahrt erreicht.

Ein großer und breitschultriger Mann mit einer Laterne half dem frierenden, hungrigen und durchnäßten Reisenden aus dem Wagen. Bei einem flüchtigen Umblicken glaubte August

zu bemerken, daß er sich bereits im Innern eines ziemlich geräumigen Burghofes befand, und sah gleichzeitig eine hohe gewölbte Pforte vor sich. Der Regen goß aber in Strömen, und der Wind tobte dermaßen, daß er eilig und ohne sich weiter umzusehen, dem vorangehenden Manne in's Haus folgte. „Herr Gott, welch' ein Wetter," sagte er darauf. —

„Passirt," antwortete der Mann und befahl dem Kutscher, August's Gepäck in's Haus zu bringen, welches er mit gewaltigen Griffen auf seine Schultern schleuderte, und hierauf schweigend, aber die Laterne hinter sich haltend, voranschritt in die dunkle Hausflur.

August folgte ihm, und jetzt begann eine Wanderung, welche dem jungen Manne mit jedem Augenblicke abenteuerlicher erschien. Man gelangte von der Hausflur aus in einen schmalen Gang, der bogenförmig verlief und, wie die auf der einen Seite angebrachten Schießscharten bewiesen, in früheren Zeiten offenbar einen Theil der Befestigungswerke gebildet hatte; dann stieg man eine Wendeltreppe hinan, welche in mehrere gewölbte Kammern führte, darauf in einen ähnlichen Gang, wie den bereits durchschnittenen, und endlich stand der Mann mit der Laterne

vor einer kleinen, aber mit einer Unzahl von Riegeln und Schlössern versehenen eisernen Thür stille, legte das Gepäck August's auf die Erde, und zog ein Schlüsselbund hervor, um die Thür zu öffnen.

Bisher hatte August die außerordentliche Stärke der Mauern bewundert und den Windstößen gelauscht, welche von Zeit zu Zeit mit furchtbarer Heftigkeit gegen diese sechs Fuß dikken Mauern anprallten, jetzt aber ward plötzlich ein anderer, höchst unangenehmer Gedanke in ihm rege. Sollte ihn der Graf hierher geschickt haben, um ihn ein wenig unter Schloß und Riegel zu halten? Die Bastille fiel ihm ein sowie die lettres de cachet, und gleichzeitig revidirte er sein Sündenregister. Mit Ausnahme einiger rosenfarbener aber waren fast alle blos Unterlassungssünden, und durchschnittlich wird man solcher halber einfach zum Teufel gejagt, aber nicht sorgsam verwahrt. — Es hatte indessen fast den Anschein, als habe der große Mann mit der Laterne einen Theil seiner Gedanken errathen, denn er sagte während des Aufschließens: „Es regnet zu stark, um Sie über den Hof führen zu können.“

August war ihm dankbar dieser wenigen

Worte wegen, und die letzte Besorgniß schwand, als die Thür endlich geöffnet war. Sie trennte Jahrhunderte diese Thür, denn während die bisher betretenen Räume unbedingt mittelalterliche waren, gehörte die Region, in welche man sich nun begab, offenbar der Renaissance und zum Theil auch der Rococo-Periode an, und August schloß mit Recht, daß man sich nun in einem, in späterer Zeit der alten Burg angebauten, neueren Flügel befände. Dies bezeugten die bemalten Leinwandtapeten der Corridore, durch welche nun der Weg führte, die gewirkten Tapeten oder die zierlichen Vertäfelungen der Stuben, die mächtigen Kamine mit ihren Marmorbekleidungen, sowie auch einzelne, hie und da vertheilte Geräthschaften. Endlich gelangte man in einen großen, saalartigen Raum, welchen das Licht der Laternen nur spärlich erhellte, und jetzt öffnete der Mann eine Thür, stellte das Gepäck auf den Boden, und entzündete zwei auf einem Tische in Bereitschaft stehende Kerzen.

August war auf das angenehmste überrascht über die gemüthliche Stube, welche offenbar auf eine Zeit lang die seine sein sollte, aber auch sein bisher so schweigsamer Führer wurde jetzt auf einmal gesprächig.

„Ich habe vorläufig diese Stube für Sie bestimmt,“ sagte er höflich, „morgen aber steht Ihnen, mit Ausnahme der Zimmer seiner Excellenz, jede andere frei im ganzen Schlosse. Für heute sind Sie wohl müde, und ich werde deshalb durch die Friederike das Abendessen auf Ihre Stube bringen lassen; wollen Sie morgen aber an unserem Tische speisen, so wird es mir eine Ehre sein. Reicht der Wein nicht, bitte der Friederike Ihre Befehle zu ertheilen. Ich wünsche eine geruhsame Nacht!“ Er wollte gehen.

August mußte unwillkürlich lächeln. Auf einem Seitentische lag ein Brodlaib, und neben demselben standen drei mächtige Weinflaschen.

„Zuverlässig reicht der Wein,“ sagte er dann; „aber darf ich fragen, wen ich die Ehre habe?“

„Förster Bernd.“

August verbeugte sich, und indem er sich gleichzeitig an den mystischen Zweck seiner Sammlung erinnerte, fragte er:

„Hat der Herr Graf nicht gewisse Papiere für mich hierher gesendet?“

Der Förster wich scheu zurück und warf einen eigenthümlichen Blick auf August.

„Sie werden doch nicht heute schon anfangen wollen, Herr Lindenberg,“ sagte er dann.

„Nein," rief August, „nein, das hat Zeit bis morgen."

„Ruh'same Nacht!" erwiderte jetzt der Förster, und war so rasch verschwunden, daß August fast verwundert war über die Beweglichkeit des großen und starken Mannes.

„Er hat recht," dachte er; „morgen ist auch noch ein Tag." Dann warf er sich rasch in trockene und bequeme Kleider, und trank während dessen ein Glas Wein, der ihn merkwürdig belebte und erheiterte.

Die Stube war groß und geräumig, aber die braune Vertäfelung der Wände war vollkommen beleuchtet durch die beiden Kerzen, noch fast mehr aber durch das lustige, knisternde und flammende Feuer des mächtigen Kamins, welches dem jungen Manne ganz besonders gefiel und gemüthlich erschien. Und allerdings belebte der flackernde Schein desselben das ganze Gemach und ließ zugleich Alles reicher und prächtiger erscheinen, indem es der Vergoldung der Meubles den Glanz des ächten Goldes verlieh, die geschliffenen Gläser des Kronleuchters gleich ächten Diamanten funkeln und blitzen ließ, und auf die schweren gelben Damastvorhänge des Himmelbettes wunderbare Figuren zauberte.

„Famos!" sagte August zu sich selbst, „ich habe in meinem Leben nicht so brillant gewohnt, und werde dieses prachtvolle Zimmer gewiß mit keinem andern vertauschen."

Dann trat er an's Fenster, und da der Sturm draußen ein wenig nachgelassen hatte, öffnete er einen Flügel und blickte hinaus in die Nacht. So viel er erkennen konnte, mußte das Schloß auf der Höhe eines Berges liegen, der durch eine nicht sehr breite Thalschlucht getrennt war von einer andern Anhöhe, denn in ziemlich gleicher Höhe mit seinem Fenster zog sich drüben ein dunkler Streifen hin, wahrscheinlich Wald, tief unten aber hörte er Wasser brausen, und glaubte bisweilen auch das Klappern einer Mühle zu vernehmen.

Der Regen indeß, der für kurze Zeit in etwas nachgelassen hatte, kehrte jetzt mit verstärkter Heftigkeit wieder, und gleichzeitig tobte der Wind dermaßen, daß der junge Mann rasch das Fenster schloß und die Füße gegen das Feuer gekehrt, sich zum Kamine setzte. Sollte unter solchen Umständen nicht selbst der größte Philister in einige gelinde Anfälle von Gemüthlichkeit verfallen? Und August war nichts weniger als ein Philister!

„Die kleine Friederike wird jetzt gleich erscheinen," sagte er zu sich selbst, „denn, ich weiß selbst nicht warum, ich stelle mir dieses Försters Töchterchen als ein kleines blondes Gänschen vor, aber ich will heute mir meine Behaglichkeit nicht durch das kleine Geschöpf stören lassen, sondern sie kurz abfertigen, vornehm, den gnädigen Herrn spielend. Daß ich ihr morgen den Hof mache, ist natürlich, aber heute will ich dem tobenden Sturme lauschen, welcher draußen —"

Er erschrak fast, als in diesem Augenblicke sich die Thür öffnete und die Erwartete eintrat, eine große, starke Person in bäuerischer Tracht, sicher bereits vierzig Jahre alt, mit dunklem Haar und mit derben Händen, in welchen sie aber eine große silberne Platte hielt, auf der zierlich geordnet ein offenbar treffliches Mahl sich befand, welches sie schweigend auf einen Nebentisch setzte. Hierauf deckte sie rasch und gewandt den in Mitte der Stube stehenden Tisch, und sagte dann:

„Wasser bringe ich im Augenblick." Sie erschien auch wirklich alsbald wieder, und zwar so schnell, daß offenbar eine zweite Person draußen im Vorplatze die mächtige Wasserkanne in Bereitschaft gehalten haben mußte; dann setzte sie das Wasser auf den Nachttisch, fragte, ob der

junge Herr noch etwas befehle, und verschwand, als August verneinte, geräuschlos wie sie gekommen.

August öffnete nach einigen Augenblicken spähend die Thür, aber draußen war's stille und dunkel, und er setzte sich jetzt zu Tische, auch Friederike vergessend und selbst ihre muthmaßliche Helferin, und nur beschäftigt, dem trefflichen Mahl alle Ehre anzuthun. Als er später sich, in der besten Laune von der Welt, zu Bette begab, beschloß er seine diplomatische Sendung zu verlängern, so lange es nur immerhin möglich sei. —

„Das sind die Schriften, welche mir Aufschluß geben sollen über mein Geschäft?" sagte August am andern Morgen, mehr noch erschrocken als erstaunt, zum Förster, nachdem dieser zwei riesige Packete, sorgfältig in starkes Papier eingeschlagen, vor ihn hingelegt hatte. —

„Aufzuwarten," erwiderte dieser, „und ein Schreiben des Herrn liegt bei." —

Dann fragte er, ob der Gast mit ihm und den Seinigen das Mittagsmahl theilen, oder auf seiner Stube speisen wolle, und nachdem August das erste gewählt hatte, empfahl er sich.

Als er sich entfernt hatte, dachte der junge

Mann, daß er umsonst vor der Größe dieser muthmaßlichen Actenstücke erschrocken sei. „Ich soll sie ja in der That nicht studiren, sondern sie dienen nur dazu, den Leuten hier im Schlosse Sand in die Augen zu streuen," sagte er, indem er den ersten Pack öffnete. Er fand eine sechs bis acht Jahre zurückgehende Reihe von Gutsrechnungen, und begann herzlich zu lachen.

Er sollte also eine Art Rechnungsrevisor vorstellen, er, der in seinem Leben die Zahlen gehaßt wie die Sünde, ja vielleicht noch mehr.

„Rechnungen über Einnahme und Ausgabe an Geld und Naturalien bei dem hochgräflichen Gute Schwanheim von Petri Cathedra 2c. 2c.! Pfui Teufel! Es macht mich krank, diese Dinge nur anzusehen."

Er schob die mächtigen Foliobände bei Seite und eröffnete das zweite Packet. Abermals Rechnungen und Belege, obenauf aber ein Schreiben des Grafen, welches er hastig ergriff und das Siegel erbrach. Ohne Zweifel erhielt er jetzt genaue Instructionen. Aber er schleuderte es mit einem Fluche von sich, nachdem er es durchflogen. Es lautete:

„Mein lieber Lindenberg!

„Ich wiederhole Ihnen: Verlieren Sie den Zweck Ihrer Sendung nicht aus den Augen. Diesen vor Jedermann zu bergen, dienen die vorliegenden Rechnungen, denn man glaubt, daß Sie dieselben revidiren würden. Apropos! In Ihren freien Stunden könnten Sie in der That die Rechnungen des alten Bernd ein wenig durchsehen. Es wäre, aus Gründen, mir das eine große Gefälligkeit.

„Ihr ganz ergebener Halden."

Nach der ersten Aufregung bedachte sich August. Daß der Graf ihn einzig aus dem Grunde nach Schwanheim gesendet, um seine Rechnungen zu revidiren, war nicht anzunehmen. Dazu hätte er mit Leichtigkeit hundert Geschicktere finden können, und noch weniger war daran zu denken, daß dies geschehen, um die Kosten der Revision zu sparen. Alle Welt wußte, daß der Graf nichts weniger als geizig war. Er hatte also wirklich im Sinne, ihn gelegentlich in seinen freien Stunden, vielleicht seiner Ansicht nach sogar angenehm zu beschäftigen. Er konnte nicht umhin, schmerzlich zu lächeln bei diesem Gedanken. Und dann freie Stunden! Was war denn eigentlich seine

Aufgabe? Er tröstete sich damit, daß dieses Geheimniß plötzlich enthüllt vor ihn hintreten würde, und beschloß abzuwarten. Auf der andern Seite sah er, trotz seinen sehr mangelhaften Kenntnissen im Rechnungswesen, doch die Nothwendigkeit ein, wenigstens einen Versuch zu machen. Sogleich? Hm, doch nicht! Des Nachmittags war auch noch Zeit, vielleicht entfaltete sich bald der Kreis seiner wirklichen Thätigkeit, und dann konnte er den langweiligen Rechnungen Valet sagen. Dann hatte er keine freien Stunden mehr!

Da es draußen noch immer strömte, beschloß er einen Gang durch das Schloß zu machen. Auch Friederike, die Tochter des Försters, fiel ihm wieder ein. Aber die große ältliche Person von gestern konnte unmöglich die Tochter Bernd's sein. Eine Magd ohne Zweifel, und da der Förster von seiner Familie gesprochen hatte, war vielleicht seine Ahnung hinsichtlich einer kleinen Blondine doch nicht ohne Grund. Beim Essen würde sich das entwickeln, dachte er.

Als er jetzt auf den Vorplatz trat, durch welchen man in seine Stube gelangte, staunte er über dessen Größe. Der Raum war ohne Zweifel früher als Saal benutzt worden, und zur Zeit der Renaissance erbaut, hatte man ihn während

der Rococoperiode im Sinne derselben ausgeschmückt. Dann aber schien man ihn gänzlich vernachlässigt zu haben, alle Geräthschaften waren aus demselben entfernt worden, und der einzige Schmuck, der den Wänden geblieben, bestand in einer Reihe lebensgroßer Portraits, ohne Zweifel Vorfahren der Grafen von Halden darstellend.

August betrachtete sich flüchtig diese Männer und Frauen, welche ihrer Tracht nach verschiedene Jahrhunderte repräsentirten, und schritt dann weiter. Die eiserne Thür, welche ihm gestern anfänglich Besorgnisse eingeflößt hatte, fand er verschlossen, und er wandte sich deshalb nach einer andern Richtung. Er durchschritt Corridore, welche mit Jagdtrophäen geschmückt waren, mit Geweihen von Hirschen und anderen, dem jungen Manne vollkommen unbekannten Thieren; dann kam er in Räume, in welchen, dem Rost und Staube preisgegeben, Rüstzeug und alte Waffenstücke lagen, Dinge, deren sich in jener Zeit eine falsch aufgefaßte Freisinnigkeit schämte, und welche gegenwärtig die Speculation und die Mode in hohen Ehren hält. Darauf gelangte er in Stuben, welche, waren sie auch nicht so behaglich eingerichtet, wie das ihm angewiesene Gemach, doch immerhin wohnlich genug und mit Meubles hin=

länglich versehen waren, und an den Thüren aller dieser Räume steckten die Schlüssel, und der Eintritt war ungehindert mit Ausnahme einer Reihe von auf einen Corridor führenden Thüren, welche wahrscheinlich zu den gestern vom Förster erwähnten Zimmern des Grafen führten.

Der junge Mann hatte fast Mühe, sich endlich wieder in seine Stube zurück zu finden, und wunderte sich sowohl über die Größe der Räumlichkeiten, als auch über die Einsamkeit und die lautlose Stille, welche allenthalben herrschte. Von der Wohnung des Försters hatte er nichts entdecken können, und er schloß mit Recht, daß dieser im alten Schlosse sich eingerichtet haben würde, denn nach nicht langer Zeit erschien derselbe und bat ihn, ihm zum Mittagstische zu folgen, und nachdem er ihn eine Zeit lang durch uns bereits bekannte Räume geführt hatte, bog er ab, stieg eine Wendeltreppe hinab, schritt über einen Hofraum, und gelangte endlich in ein mittelgroßes gewölbtes, offenbar dem Mittelalter angehöriges Gemach, in welchem der Tisch bereits gedeckt stand.

August sah augenblicklich an der zwar reinlichen, aber einfachen Bestellung der Tafel, daß er heute auf den Tellern des Försters speisen

werde, während das gestern Abend auf gräflichem Service geschehen war, aber er fand nicht Zeit, längere Betrachtungen anzustellen, denn in diesem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür, und es traten zwei Mädchen ein.

„Meine Töchter, Johanna und Luise," sagte der Förster kurz.

Das kleine blonde Gänschen war allerdings jetzt erschienen, in der Person der etwa zehnjährigen Luise, welche zwar tief dunkle Augen, aber dabei reichliche hellblonde Locken hatte, aber August schenkte dem hübschen Kinde, welches ihn neugierig anblickte, keine Aufmerksamkeit, sondern hatte nur Augen für Johanna, welche ihm in diesem Momente als eine vollendete Schönheit erschien.

Das junge Mädchen hatte den zierlichsten Wuchs von der Welt, schlank und doch nicht ohne Fülle, tief schwarzes Haar und dunkle Augen, und dabei scharf ausgeprägte, geschnittene Züge, offenbar einen fremdländischen Charakter tragend. Trotz seiner Bewunderung warf August unwillkürlich einen Blick nach dem Förster, und blickte eben so unwillkürlich sogleich wieder nach Johanna. Bernd war ein großer breitschultriger Mann, dessen Gesicht von den Blattern so ziemlich ge-

zeichnet und stark wettergebräunt war, dabei hatte er eine stumpfe Nase und seine Züge waren eher alles Andere, als geschnitten zu nennen. Aber seine Augen waren so genau, so ganz genau die Johanna's, daß keinen Augenblick zu zweifeln war, sie sei wirklich seine Tochter.

Der Förster schien diese Vergleichung nicht, und eben so wenig die Bewunderung zu bemerken, welche der junge Mann seiner Tochter schenkte, und diese letztere warf vor dem unvermeidlichen Augenniederschlagen einen einzigen flüchtigen Blick auf denselben, einen jener Blicke, mit welchen die Frauen sich eine Meinung bilden über einen Mann, für Jahre, für die Lebenszeit, zuweilen bis über das Grab hinaus.

Jetzt faltete der Förster die Hände und sprach: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheeret hast!"

August machte bei diesen Worten die eigenthümliche, nicht eben besonders geistreiche Miene, welche meistens Leute annehmen, die, zu Hause an kein Tischgebet gewöhnt, plötzlich in eine fromme Familie gerathen sind. Er fuhr aber jetzt erschrocken zusammen, als eine tiefe Baßstimme hinter ihm sagte:

„Der Herr Jesus kann heute nicht kommen, und schickt mich statt seiner als Gast!"

Als er sich umblickte, sah er einen ältlichen, großen, grobknochigen und hagern Mann hinter sich stehen, dessen Anzug wohl ganz bäurisch zu nennen gewesen wäre, hätten die vorherrschende grüne Farbe desselben und hohe, bis über die Kniee reichende Gamaschen nicht einigermaßen an die edle Jägerei erinnert. Der Mann schien auch ganz bekannt im Hause, denn der Förster nickte ihm freundlich zu, Johanna ging sogleich, um ein Gedeck zu holen, und der neue Ankömmling setzte sich hierauf ohne weitere Umstände mit zu Tische.

Wäre Johanna nicht gewesen, so hätte ohne Zweifel die Anwesenheit des ungehobelten, langen Gesellen beim Essen August unangenehmer berührt, aber er verschlang diese mit den Augen, während die kleine Luise ihn selbst auf gleiche Weise anstarrte, und das Mahl verging so ziemlich einförmig und ohne daß viel gesprochen worden wäre. Trotz seiner Bewunderung der schönen Johanna machte er aber dennoch die Bemerkung, daß die einfachen Speisen so trefflich bereitet waren, wie gestern am Abend, und als er dies lobend gegen den Förster erwähnte, sagte dieser:

„Ja, unsere Friederike hat lange in der Küche des Herrn Grafen gedient.“

Als August wieder auf seine Stube zurückgekehrt war, ärgerte er sich über sich selbst. Anstatt den Löwen zu machen, von der Residenz zu sprechen und seine Ueberlegenheit in glänzendem Lichte zu zeigen, war er einsilbig wie ein Schüler bei Tische gesessen, hatte schweigend die reizende Johanna angegafft, und diese selbst hatte sich mit dem langen Bauerntölpel besser und jedenfalls freundlicher unterhalten, als mit ihm. — Er nahm sich vor, des Abends diesen Fehler zu verbessern, und ging dann, da der Regen nachgelassen hatte, vor das Schloß, und es gelang ihm jetzt, eine gewisse Uebersicht über dasselbe zu erhalten.

Das neue Schloß, in welchem sich seine Wohnung befand, war angebaut an die kleinere mittelalterliche Burg, in deren unteren Räumen er heute beim Förster gespeist hatte, und von dieser aus führte ein ziemlich steil abfallender, gepflasterter Weg hinab in eine mäßig große, baumreiche Ebene, dann aber kam wieder Wald, der alle weitere Aussicht hemmte. Beide Gebäude lagen übrigens auf einer felsigen Anhöhe, rechts und links geschützt durch schluchtenartige Thäler, und während von der Vorderseite aus der eben

erwähnte Thalweg abwärts führte, war die Hinterseite des Burgberges in geringer Entfernung von den Mauern abermals mit Wald bestanden.

Einen Umgang um das ganze Anwesen gestatteten die an manchen Stellen steil abfallenden Felswände nicht; wo dies aber nicht der Fall, waren Park- oder Gartenanlagen angebracht, welche jedoch sowohl der späten Jahreszeit halber, als auch nicht sonderlicher Pflege wegen, keinen besonders günstigen Eindruck hervorbrachten, der kaum verbessert wurde durch die zu beiden Seiten der Thalschlucht, höher als der Burgberg selbst ansteigenden Bergwände, allenthalben mit dunklem Nadelholze bestanden. —

„Im Sommer mag das Alles ganz romantisch sein," sagte August zu sich selbst, „aber jetzt, im Winter, ist es ganz abscheulich!" Er hatte, so wie am Morgen, auf seiner ganzen Wanderung keine lebende Seele getroffen, und kehrte endlich, mißmuthig und gelangweilt, auf seine Stube zurück.

Als er dort ärgerlich zu den Rechnungen des Försters griff, fand er, daß die Belege zu denselben sämmtlich fehlten, so daß an eine prüfende Durchsicht derselben nicht zu denken war. Er warf sie bei Seite und war höchlich zufrieden,

als endlich Friederike Licht brachte und ihn gleichzeitig aufforderte, in etwa einer halben Stunde zum Abendessen zu kommen, obgleich er in der Stadt mitleidig gelächelt haben würde über den Gedanken, zu so früher Zeit zu Abend zu speisen.

Noch vor Ablauf der gegebenen Zeit fand er sich beim Förster ein, den er rauchend und, wie es schien, in gemüthlicher Stimmung, am großen Kachelofen sitzend fand, und jetzt entwickelte sich eigentlich das erste regelrechte Gespräch mit demselben, da Beide bisher nur wenig Worte gewechselt hatten. Als endlich die Mädchen erschienen, wurde das Gespräch allgemein, machten gleich die Herrlichkeiten der Stadt, welche der junge Mann zu Markte brachte, wie es den Anschein hatte, auf Johanna nicht vollkommen den gewünschten Eindruck. Endlich erwähnte er gegen den Förster der fehlenden Belege, und ersuchte ihn, dieselben auf seine Stube zu schicken.

„Sind sie nicht bei den Rechnungen?" sagte jener gedehnt und starke Rauchwolken von sich blasend, und als August erwiderte, daß dies nicht der Fall sei, versprach er kurz, sie morgen zu bringen, aber er war einsilbig von jenem Augenblicke an, und dem jungen Manne entging ein

eigenthümlicher, fast verwunderter Blick nicht, welchen Johanna auf ihren Vater warf.

Aus dem Tagebuche des Referendars August Lindenberg.

Ich habe oft behaupten hören, daß man ein Tagebuch entweder blos deshalb führe, um sich an seine einfältigen Streiche zu erinnern, oder um dieselben vor sich selbst und Anderen zu beschönigen, aber ich weiß jetzt noch einen Grund. Es ist der, sich die furchtbarste Langeweile wenigstens theilweise zu vertreiben. Ich sage theilweise, denn ich habe jetzt Alles aufgezeichnet, was mir begegnet, seit der Graf mich mit dieser unglücklichen Mission betraute, und noch immer langweile ich mich großartig, und ich fürchte, daß demjenigen, der einmal diese Blätter durchliest, ein Gleiches begegnet.*) —

Ich langweile mich nicht mehr, denn ich liebe diese Johanna bis zur Raserei, und ihre Blicke, die sie auf mich wirft, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, zeugen deutlich genug von ihrer Gegen-

*) Gewaltsam unterdrücken wir, der Verfasser, ähnliche melancholische Gedanken.

liebe. Wie sah sie mich heute an, als ich flüchtig mit der Hand die Locken meines Haupthaars ordnete! Was soll aus meinem Verhältnisse mit Sidonien werden?

Der Alte hat ein böses Gewissen, das steht unumstößlich fest. Vor zwei Tagen bat ich ihn, mir die fehlenden Belege zu schaffen. „Morgen," sagte er. Aber der Vormittag verfloß, ohne daß ich ihn zu Gesicht bekam. Als ich ihn beim Mittagstische daran erinnerte, rief er, sich an die Stirn schlagend: „Richtig! Ich vergaß das. Nun Nachmittags!" — Aber nach dem Essen nahm er seine Büchse und ging in den Wald, um erst beim Abendessen heimzukehren, und gestern wiederholte sich die ganze Geschichte. —

Wenn ich nur wenigstens mit Johanna sprechen könnte. Aber so oft der Alte das Haus verläßt, ist auch sie verschwunden, und überhaupt Alles wie ausgestorben; nur die kleine Luise schleicht bisweilen umher, bald da, bald dort, aber was hilft mir das Kind? —

„Haben Sie die Augen allenthalben," sagte der Graf zu mir, und ich sehe jetzt, daß dies wohl nöthig sein mag. Es ist etwas hier im Hause nicht richtig! Von den Rechnungen habe ich gestern und heute kein Wort mit dem Alten

gesprochen, Johanna warf stets so sonderbare Blicke auf ihren Vater und mich, als ich davon begann, aber heute bei Tische fragte ich den Förster, warum er nicht lieber im neuen Schlosse wohne, als hier in den gewölbten, fast kellerartigen Räumen. Es schien anfänglich, als wolle er hastig auffahren; ersichtlich bezwang er sich aber wieder, und sagte dann mit gepreßter Stimme:

„Wenn ich nicht muß, betrete ich nie jene verfluchten Räume.“ —

„Die Jungfer Johanna hat also die Pflege des ganzen neuen Schlosses allein unter sich?“ sagte ich jetzt zu dieser gewendet, und wollte eben eine Artigkeit hinzufügen. Aber sie wurde in diesem Augenblicke todtenbleich und wandte sich hastig ab. Was sind das für sonderbare Menschen!

Aber es ist noch nicht genug. Der ungeschlachte lange Bauer, der bereits am ersten Tage meines Hierseins sich zum Mittagsessen drängte, und bis jetzt fast jeden Tag auf's Schloß kommt, sei's nun zum Mittags- oder Abendbrote, war auch heute wieder bei Tische. Ich war nach dem Essen nicht sogleich auf meine Stube gegangen, sondern spazierte noch ein wenig in den endlosen Gängen des von mir bewohnten Stockwerks im

neuen Schlosse. Plötzlich kam es mir vor, als höre ich in der Entfernung Schritte, und endlich blieb kein Zweifel übrig, daß ich mich wirklich nicht getäuscht hatte. Man kam näher, und ich gestehe, daß es mir jetzt, ich weiß selbst nicht warum, zum ersten Male unheimlich wurde während der ganzen Zeit meines Hierseins.

Fast instinctartig trat ich hinter die geöffnete hohe Flügelthür eines der Corridore und sah jetzt zu meinem größten Erstaunen Johanna und jenen Bauer mit leisen Schritten und fast flüsternd sprechend an mir vorübergehen.

„Hilf mir, Alter, hilf mir,“ sagte Johanna; „ach, ich fürchte, der einfältige Mensch hat Alles gemerkt.“ —

Ich konnte die Antwort des Langen nicht verstehen, denn das Mädchen öffnete bei diesen Worten eine in's obere Stockwerk führende, sonst stets verschlossene Thür, und Beide traten rasch ein, hinter sich wieder abschließend.

Was geht da vor? Wer ist der einfältige Mensch, der Alles gemerkt hat? Es sind also außer mir und den Försterleuten noch andere Menschen im Schlosse. Falschmünzer? Räuber? Verschwörer? Es beginnt zu tagen, und der Auftrag meines Herrn Grafen wird, so hoffe ich,

nicht lange mehr ein Geheimniß für mich bleiben. —

Die Geschichte wird immer toller. Wahrhaftig, nur der Form halber erwähnte ich gestern gegen den Förster Bernd wieder der Rechnungen. Er schien unbefangener als sonst, ja, es kam mir vor, als unterdrückte er ein Lächeln; heute Morgen aber war der alte Heuchler über alle Berge, in Geschäften, wie Johanna sagte, für einige Tage in eine entfernte Försterei. Seine Rechnungen sind nicht in Ordnung, und er hat sich aus dem Staube gemacht, um meinen Mahnungen auszuweichen. —

Gott sei Dank. Heute lief ein Schreiben des Grafen an den Förster ein, in welchem er ankündigt, daß er wahrscheinlich in acht Tagen, vielleicht aber auch schon früher, auf dem Schlosse eintreffen werde. Johanna eröffnete den Brief, und ward blaß wie eine Leiche, und der Lange, der, wie ich erst dieser Tage erfuhr, eine Art Forstbote ist, wechselte einen bedeutsamen Blick mit ihr. Ich liebe sie nicht mehr, sie ist eine Verbrecherin. —

Noch nie war Johanna dem jungen Lindenberg so liebenswürdig erschienen, als eben am Abende desselben Tages, an welchem er diese Zeilen geschrieben hatte, und auch Veit, der lange Forstbote, welcher sich eingefunden hatte, schien seine bisherige Schweigsamkeit vollkommen abgelegt zu haben.

„Bleiben Sie noch ein wenig da, Herr Lindenberg," sagte Johanna, als August nach dem Abendbrote sich entfernen wollte, „obgleich Veit im Hause schläft, so lange der Vater nicht hier, so fürchte ich mich doch."

„Ja," rief die kleine Luise, indem sie ihren Schemel dicht an den Stuhl August's rückte, „bleiben Sie noch unten, Veit soll uns etwas erzählen."

Die Kleine hatte in den letzten Tagen eine fast auffallende Vorliebe für August gezeigt, und obgleich er sich von Veit's Erzählung wenig versprach, so willigte er doch ein, und jetzt rief das Kind:

„Veit, erzähle uns das von der grauen Gräfin!"

„Halt," sagte Friederike, die spinnend am Ofen saß, „das nicht. Es jährt sich dieser Tage."

August wollte fragen, wer die graue Gräfin sei und was sich jähre, aber das Kind rief dazwischen:

„So erzähle uns vom wilden Heere oder das vom Müller!“

Die Kleine schien ein ganzes Repertoir der Erzählungen Veit's im Kopfe zu haben.

Dieser schien sich wenig sträuben zu wollen, und eben so wenig versuchte er vorher seine Glaubwürdigkeit in ein günstiges Licht zu stellen.

„Wem die wilde Jagd begegnet, der mag auf seiner Hut sein,“ sagte er einfach, „daß ihm kein Unglück begegnet, oder daß er kein Verbrechen begeht, das ihn nachher peinigt sein Leben lang, denn vor dem Teufel, der in der Menschenbrust rege wird, schützt der getreue Eckhard nicht.“

Erstaunt und ohne lange zu überlegen rief August: „Der getreue Eckhard! Was wißt Ihr vom getreuen Eckhard?“

Veit sah den jungen Mann mit einem halb ernsten, halb spöttischen Blicke an. „Ich war vielleicht nicht immer der Bauernkerl, der ich jetzt bin,“ sagte er dann, „und es kann sein, daß ich ihn aus den Büchern kannte, ehe Sie, Herr Lindenberg, buchstabiren konnten. Das braucht's

aber gar nicht, denn ich hab' ihn persönlich gesehen." —

„Ich kenn' ihn auch," sagte Luise ernsthaft, „der König hat seine Kinder todt gemacht und trotzdem hat er des Königs Söhnen Leib und Seele gerettet. Warum er nicht in den Himmel gekommen ist, weiß ich nicht, und er läuft wohl nur zu seinem Vergnügen mit dem Teufel in der Luft herum, um ihm sein Spiel zu verderben."

„Wenn der Alte draußen, ist ja ein ganz sonderbarer Geist in die Leute da gefahren," dachte August für sich, Veit aber hob die linke Hand empor, wie in plötzlicher Aufregung. Dann jedoch, als habe er sich plötzlich besonnen, ließ er sie wieder sinken, neigte das Haupt auf die Brust, und begann:

„Was ist Zeit, was ist Ort? Es war eben einmal draußen im Walde, im wilden, weiten Walde, als ich in der Nacht meine Wege ging. Was es für Wege, kümmert Niemand, so wenig wie das wann und wo, es waren eben meine Wege. — Ich habe mich niemals viel gefürchtet, damals gar nicht, plötzlich aber kam es sonderbar über mich, ein plötzlicher Schrecken, eine Angst, wie ich sie niemals vorher empfunden.

Mein Pfad hatte mich eben auf eine Lichtung im Walde geführt, und ich blieb unwillkürlich stehen und blickte um mich, aber ich war allein, Niemand folgte mir, kein Lüftchen regte sich, und droben am Himmel stand in ruhiger Klarheit der Mond. Jetzt aber erscholl in der Ferne ein dumpfer Lärm, der näher kam und näher, und lauter wurde, und entsetzlicher. Es klang wie ein Jubelgeschrei, oder wie ein gräßliches, grauenvolles, und dazwischen wieder herzzerreißendes Jammern und Wehklagen, wie Stimmen von Menschen und Thieren.

„Ich wollte fliehen, aber ich war wie gebannt an die Stelle, und jetzt kam's daher gebraust über die Gipfel der dunkeln Fichten, die bogen sich ächzend, aber es war nicht der Sturmwind, der sie beugte, denn unten auf der Haide rührte sich kein Grashalm, es war der Spuk, der Graus, dessen Gestalten jetzt sichtbar wurden und über Wald und Haide zogen.

„Vorauf eine mächtige Reckengestalt, im grauen wallenden Mantel, den linken Arm, wie warnend, weit ausgestreckt vor sich, den rechten abwehrend, rückwärts haltend, gegen sein gespenstiges Gefolge. Das war der getreue Eckhard, der zum Lohn für seine Treue auf unbestimmte Zeit mit

dem Teufel spazieren gehen darf, um die Menschen zu warnen vor der wilden Jagd.

„Auf schwarzem, geflügeltem Rosse folgte dem der Hackelberg. Der führt die Jagd mit Halloh und Peitschenknall, und ihm nach stürzen in wilder Hast die gespenstigen Reiter und Hunde. Mir war's, als sähe ich alte Bekannte, die freilich längst schon gestorben, unter denen da droben, denn ich folgte der Warnung des getreuen Eckhard nicht, und blickte empor zu dem grausigen Spuke, obgleich mich schauderte bis in's innerste Mark. Als ich aber einmal niedersah zur Erde, da flogen um und neben mir riesige Schatten über die Haide, die Schatten des wilden Heeres, das über mir zwischen Himmel und Erde dahinzog.

„Warum hat das mich mehr noch entsetzt als droben die gespenstigen Reiter selbst? Ich weiß es nicht, aber ich warf mich mit einem Schrei der Verzweiflung zu Boden, und drückte mein Antlitz in das Haidekraut, und so sah ich den nicht, der die Jagd treibt, so wie sie der Hackelberg führt, der sie treibt seit undenklichen Zeiten und treiben wird bis in Ewigkeit."

Veit schwieg, es entstand eine Pause und

August erschrack fast, als jetzt Friederike plötzlich vom Ofenwinkel aus fragte:

„Habt Ihr nicht gebetet, Veit, bei all' diesem Spuk und Schrecken?"

„Nein," erwiderte dieser kurz.

August wollte dann bemerken, daß Alles wohl nur ein Fieberanfall, eine Sinnestäuschung gewesen sei, aber er wußte selbst nicht warum, es kam ihm das nicht recht passend vor, und nebenher schien der alte Forstbote ein ganz Anderer geworden zu sein heute Abend. Vielleicht ebenfalls nicht sehr am Orte, fragte er daher:

„Habt Ihr denn wirklich nachher ein Verbrechen begangen?"

„Ja," sagte Veit eben so kurz, aber offenbar vollkommen unbefangen. Auch Niemand der Anwesenden schien im mindesten verwundert über diese offene Antwort, aber Johanna sagte:

„Es wird einem doch grauselig bei solchen Geschichten, und wenn ich heute den Mulz sähe, ich glaube, ich würde erschrecken."

„Macht den Herrn nicht fürchten," meinte Friederike, aber fast gleichzeitig rief August:

„Mulz? Was ist das für ein sonderbarer Name? Wer ist das?"

„Ach," versetzte Johanna, „der Herr Linden=

berg fürchtet sich gewiß nicht, und vielleicht glaubt man in der Stadt gar nicht an dergleichen. Mir aber wird blos ängstlich bei solchen Dingen, die draußen vorkommen im Freien, so wie zum Beispiel heuer die Hexen zu Walpurgis über das Schloß flogen, — weißt Du noch, Friederike?" — Diese nickte bejahend, und das junge Mädchen fuhr fort: „oder wenn der Mondmann herabsteigt und in die Thalschlucht leuchtet, wo eigentlich gar kein Mondschein hin gehört."

„Ich weiß nicht, beste Jungfer," sagte August, indem er sich Mühe gab, unbefangen zu lächeln, „was angenehmer ist, aber was ist's mit dem Mulz?"

„Nun," versetzte sie, „es ist nicht viel daran, und wir kennen es Alle und fürchten es nicht. In mondhellen Nächten huscht es, drüben im neuen Schlosse, über die Gänge und den Saal. Eigentlich wälzt es sich fort, geräuschlos und stille, etwa wie ein Ballen grauer, aufgezupfter Wolle, getrieben von einer unsichtbaren Hand, oder von einem leisen Hauche. Kommt's an eine Wand, so verschwindet es in derselben, aber immer stille, ohne das mindeste Geräusch. Bisweilen hockt es auch im Mondscheine, als wenn es sich sonnen, oder besser sich monden wolle,

und da hat's Augen und sieht einen recht erbärmlich an, huscht aber weg, sobald man näher kommt. Wir nennen es den Mulz, warum? Ich weiß es nicht."

„Und das haben Sie selbst schon gesehen?" sagte August, und fügte dann zögernd bei: „Drüben, im neuen Schlosse?"

„Häufig," versetzte Johanna, und die kleine Luise flüsterte eifrig, als wolle sie ihm eine rechte Freude bereiten:

„Ja, und die graue Gräfin geht auch drüben."

„Was das im Mondschein Hocken betrifft," sagte Veit jetzt mit großer Gemüthsruhe und behaglich rauchend, „so ist das eine alte Geschichte. Sie sitzen alle gerne drinnen, die Todten. Es ist ihre Sonne, sie wärmen sich nach ihrer Art im Mondscheine, wie wir in der Sonne, und wenn es Verstorbene sind, die auf Propretät halten, so bleichen sie ihre Knochen, die im Grabe immer brauner und unscheinbarer werden."

Nach einigen ähnlichen Gesprächen trennte man sich endlich, und als August das neue Schloß betrat und das Mondlicht, zum ersten Male so lange er sich auf Schwanheim befand, hell und voll zu allen Fenstern hereinfallen sah, sagte er zu sich selbst: „Das fehlt noch, gerade heute,

wo ich all' das dumme Zeug angehört habe. Sei kein Narr, August!"

Er konnte aber dennoch nicht unterlassen, in allen Ecken nach dem Mulz zu spähen, und fühlte, daß es ihn kalt überlief. Als er in den Saal gelangte, fuhr er anfänglich zurück, denn der ganze große Raum war fast hell wie bei Tage von den Strahlen des Mondes erleuchtet, und die sechseckigen Scheiben der fast übergroßen Fenster funkelten und blitzten auf eigenthümliche Weise. Er gedachte unwillkürlich der von Veit erwähnten Liebhaberei der Todten, im Mondscheine zu sitzen, doch es saß Niemand dort, auch der Mulz nicht. Aber die lebensgroßen Gestalten der alten Grafen, mit denen die Saalwände geschmückt waren, schienen lebendig geworden in ihren dunkeln Rahmen, und verfolgten ihn mit ernsten Augen, bis er seine Stube erreicht hatte.

Er schlug die Thür heftig hinter sich zu, schob den Riegel vor, und bemerkte erst jetzt, daß das eine Licht seines Doppelleuchters erloschen war. Indessen fühlte er sich nun gewissermaßen in Sicherheit und wieder behaglicher, obgleich er aufgeregt war und fürchtete noch nicht einschlafen zu können, weshalb er ein Fenster öffnete und hinab in die Schlucht blickte. Auch

diese war glänzend vom Mondlichte beleuchtet, und der Waldbach, der unten über die Kiesel sprang, funkelte wie flüssiges Silber.

„Vielleicht macht sich heute der bleiche Mondmann da unten ein erlaubtes Vergnügen," sagte er zu sich selbst, aber es wurde ihm wieder unheimlich zu Muthe, da er sich nicht „rückenfrei" fühlte, wie man zu sagen pflegt. Er schloß das Fenster und legte sich endlich zu Bette, nachdem er vorher unter dasselbe geleuchtet und eben so einen großen Wandschrank sorgfältig durchsucht hatte.

Im Bette begann er sich jetzt vollkommen behaglich zu fühlen, und da in solchen Augenblicken die dunklen Schatten rosenrothen Streiflichtern weichen, so dachte August etwa Folgendes:

„Die Rechnungen revidire ich nicht; erstlich ist es langweilig, zweitens habe ich die Belege trotz öfteren Mahnens nicht erhalten können und bin also entschuldigt beim Herrn Grafen und bei mir selbst. Die Neigung zu Johanna gebe ich auf, complet! Was nützt einem Kerl wie mir die Bekanntschaft mit einer Jungfer, welche man niemals unter vier Augen sprechen kann? Ich bleibe also der göttlichen Sidonie treu. Was das Geheimniß betrifft, meine eigenthüm-

liche Sendung, so kommt der Graf dieser Tage selbst hierher. Er mag sich dann deutlicher explicieren. Das Herumschleichen Johanna's mit Veit hier im neuen Schlosse steht mit meinem mystischen Auftrage übrigens in keiner Verbindung. Wahrscheinlich haben sie Obst oder etwas dergleichen hier irgendwo liegen. und das Mädchen hat dem alten Burschen, für den sie eine sonderbare Passion zu haben scheint, heimlich irgend etwas zugesteckt."

Er hatte jetzt sein Licht gelöscht und dachte noch an die Abneigung Bernd's gegen das neue Schloß. Der Grund derselben war ihm heute Abend vollständig klar geworden. „Der Alte fürchtet sich, trotz seiner blitzenden Augen und seiner breiten Schultern," dachte er, „und da es hier in allen Ecken spukt, so traut er sich nicht herüber, und die Familie darf deshalb nicht von dem dummen Zeuge sprechen, wenn er da ist. Aber alle ungebildeten Menschen thun das gerne, und heute, in seiner Abwesenheit, haben sie sich einmal ein bene gethan. Leute von Erziehung —"

In diesem Augenblicke ertönte ein dumpfer Schlag an der Decke der Stube. August fuhr heftig auf. Eine Täuschung war nicht möglich. Es war auch keine Täuschung, daß er jetzt leise

Schritte hörte, über sich, im oberen Stockwerke, dann aber war Alles stille, und er vernahm nichts mehr als die heftig pochenden Schläge seines Herzens, als er athemlos noch längere Zeit hindurch lauschte. —

Als Friederike am andern Morgen das Frühstück brachte, fragte August, ob der Förster heimgekehrt, und als jene verneinte, fügte er mit so gleichgültigem Tone, wie es ihm möglich, die Frage bei, ob er allein das neue Schloß bewohne. Die Magd sah ihn, offenbar höchlich verwundert, an und bejahte mit solchem Ausdrucke der Wahrheit, daß kein Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit stattfinden konnte. Als er aber hierauf die Frage hinwarf, warum der Förster nur ungerne das neue Schloß betrete, erwiderte sie kurz: „Ich weiß es nicht," und verließ die Stube. Sie wußte es, aber sie wollte es nicht sagen, das war so sicher wie ihre frühere Aufrichtigkeit.

Kurze Zeit darauf hörte August Schritte, offenbar weibliche, auf dem Saale. Er dachte an Johanna, und seine Vorsätze bezüglich der göttlichen Sidonie traten einigermaßen in den Hintergrund; da man aber keine Anstalt traf, bei ihm einzutreten, sondern sich damit begnügen zu wollen schien, außen umher zu trippeln, so öff-

nete er endlich seine Thür, erblickte aber Niemand als die kleine Luise, welche mit großem Interesse die alten Familienbilder zu betrachten schien, da er sie aber zu sich rief, sogleich auf ihn zusprang.

„Was machst Du da, Kindchen?" sagte August. „Frierst Du nicht? Es ist kalt hier draußen!"

„Nein," versetzte die Kleine, „ich beseh' mir nur die graue Gräfin, weil wir gestern von ihr sprachen, und weil sich's heute oder gestern jährte, daß sie gestorben ist."

Sie führte ihn dann unaufgefordert zu dem Bilde der Besprochenen, und August sah eine lange, hagere, fast übergroße Gestalt, welche in graue und wenig faltige Gewänder gekleidet war, und deren Züge eine Art Nonnenschleier fast gänzlich bedeckte. Ganz gegen die Gewohnheit ähnlicher Spukbilder, hatten die, beinahe nur allein sichtbaren, Augen kaum einen besonderen Ausdruck von Schwermuth, Kummer, Bosheit oder anderen Dingen, sondern schienen ziemlich leidenschaftslos vor sich hinzustarren.

„Was treibt eure graue Gräfin?" fragte August.

„Allerlei," versetzte das Kind, „das heißt blos zu der jetzigen Zeit, wo sie eben starb; zu anderen

Zeiten bleibt sie ruhig in ihrem schmalen Rahmen, der ihren Sarg vorstellt, weil man sie als eine Todte gemalt hat."

August blickte jetzt wieder nach dem Bilde, und dasselbe machte nun einen widerlichen Eindruck auf ihn. Es war, er sah das deutlich an den glasigen Augen, allerdings ein Leichnam, den man abconterfeit hatte, und wohl erst nachdem man ihn wieder ausgegraben. Deshalb waren wahrscheinlich die Gesichtszüge so viel wie möglich verdeckt. Pfui!

„Komm', Kind, mit in die Stube. Dort sollst Du mir erzählen," sagte er.

Luise folgte ihm willig und erzählte ihm dort die Geschichte der grauen Gräfin so zusammenhängend, daß der junge Mann wohl merkte, sie habe dieselbe schon oft gehört, und er zugleich leicht ergänzen konnte, was dem Kinde selbst nicht vollkommen klar geworden.

Es war eine Geschichte, wie man tausende liest oder als Sage erzählen hört, und die in der Wirklichkeit vielleicht noch heutzutage im Fracke und in der Crinoline abgespielt werden, sowie früher im spanischen Wams oder in der faltigen Robe des sechszehnten Jahrhunderts, nur mit zeitgemäßen Verbesserungen, wohlschmeckenderen

Giften einerseits, und dem Fallbeile auf der andern zum Schlusse, statt des rohen Henkerschwertes. Eine Geschichte mit viel Liebe, viel Verkennung, viel Duldung und noch mehr Haß, Alles gegründet auf Gegenseitigkeit.

Es schien, als habe in der Verkennungsperiode die graue Gräfin allerdings Mancherlei angestellt, was leichtlich zu Täuschungen Anlaß geben konnte, aber dafür hatte man ihre Kinder ermordet, und die Art ihres eigenen Hintritts in ein besseres Jenseits war ebenfalls mit sehr auffallenden Umständen verknüpft. Zur Zeit nun, in welcher sie gestorben, steigt sie des Nachts aus ihrem Rahmen und wandelt auf und nieder, und das zwar stets da, wo sich das Bild befindet. Weit drinnen im Lande Böhmen steht ihr Sarg, dort aber hat sie Niemand gesehen, seit hier in Schwanheim ihr Conterfei. An dieses knüpft sich ihr gespenstiges Walten. Warum? Wer kann das wissen! Vielleicht weil man frevelnd, wenn gleich reuig, ihre Ruhe gestört und sie im Tode gemalt, denn wer läßt sich gerne malen mit halb verwesten Wangen?

Nun aber huscht sie über die Gänge, oder schreckt, plötzlich hinter einer Thür oder einem Mauervorsprunge hervortretend, den, der zur

Nachtzeit ihr Revier betritt, und Manchem ist Schlimmes begegnet kurze Zeit darauf, nachdem er sie also gesehen. Bisweilen schreitet sie geräuschlos hinweg über den Boden, bisweilen schleicht sie mit leisen, doch hörbaren Schritten. Wieder zu anderen Zeiten schlürft sie laut und lärmend durch das Haus, und schlägt polternd auf Diele und Wand.

Die Kinder und Frauen schreckt sie nicht, und begegnen sie ihr auch, so erweckt ihr Anblick ihnen keine Furcht, aber die Männer verfolgt sie, sie meldet sich mit spukhaftem Poltern, sie geht durch verschlossene Thüren, und beugt ihr Todtenantlitz nieder zu ihrem Opfer, das festgebannt und entsetzt, bewegungslos auf seinem Lager liegen bleiben muß.

Bei diesen Erzählungen Luisens begann es August trotz des hellen, durch die Fenster dringenden Sonnenscheins unheimlich zu werden, und im höchsten Grade unangenehm war ihm der Gedanke, heute Abend durch den Saal, am Bilde der männerfeindlichen Grauen vorübergehen zu müssen, auch wurden diese Gedanken nicht eben verscheucht durch die Erinnerung an das in der Nacht gehörte Geräusch. Er sagte indessen zu dem Kinde:

„Ich glaub's nicht, das sind Tollheiten!"

„Ja, so sagt der Vater auch," versetzte die Kleine, „aber ich habe sie selbst gesehen."

„Wie," rief August verwundert, „der Vater fürchtet die graue Gräfin nicht? Weshalb vermeidet er denn das neue Schloß? Und Du hast das Gespenst selbst gesehen?" —

Luise erwiderte unbefangen: „Freilich, ich spielte im vorigen Herbste im Saale, als es schon fast dunkel war, da sah ich auf einmal, daß der Rahmen des Bildes der Gräfin leer war, und sie selbst stand neben mir, gab mir herrliche Spielsachen, und spielte mit mir. Als ich erwachte, war es schon ganz finster, und da fürchtete ich mich doch und lief davon."

„Ach so," sagte August sichtlich erleichtert, „Du warst eingeschlafen, das ist etwas Anderes. Aber warum geht denn der Vater nicht herüber?"

Die Kleine machte ein pfiffiges Gesicht. „Das weiß ich nicht," sagte sie, „und möchte es doch gerne wissen, aber," setzte sie hierauf zögernd hinzu, „ich möchte noch lieber wissen, was sie hier im neuen Schlosse treiben."

„Wer?" fragte August in fast athemloser Spannung. —

Luise ward roth, und es war nicht zu ver=

kennen, daß die Furcht, irgend Jemand zu verrathen, mit ihrer Neugierde kämpfte. Nach kurzem Besinnen sagte sie indessen, wenn gleich offenbar ausweichend: „Morgen früh geht Johanna in die Mühle, da kann ich die Schlüssel haben.“ Sie zeigte mit dem Finger nach oben, und setzte dann zögernd hinzu: „aber ich traue es mir nicht allein.“ —

„Ich gehe mit Dir, Kind, ich gehe mit Dir,“ rief August, „aber wer ist oben?“ —

„Ich bringe morgen die Schlüssel,“ rief jetzt Luise und sprang zur Thür hinaus. Es war ihr offenbar daran gelegen, einen Bundesgenossen zu haben, obgleich sie demselben vorläufig noch nicht alles Vertrauen schenken wollte.

August fühlte sich sehr zufrieden, nachdem sich das Kind entfernt hatte. „Morgen,“ dachte er, „wird sich Alles aufklären, ich werde ohne Zweifel endlich den Zweck meiner Sendung errathen können, und aus den Umständen wird sich bemessen lassen, ob ich gegen die ohne Zweifel in das Complot verwickelte, schwarzäugige Johanna Schonung eintreten lassen kann, oder nicht. Es wäre mir lieb, wenn das der Fall wäre.“

Bezüglich der grauen Gräfin und des voraussichtlich gegen Abend sich einstellenden unheim=

lichen Gefühles, nahm er sich vor, einmal des Abends ein Glas Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, und dann, wenn das Gespräch bei den Förstersleuten sich wieder um Gespenster drehen sollte, dasselbe auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Es schien, als ob in Abwesenheit des alten Bernd seine Familie sich von nichts Anderem unterhielte, als von spukhaften und unheimlichen Dingen, denn als August des Abends in die Wohnstube trat, schien man eben im besten Zuge zu sein, das Kapitel von Ahnungen, Vorherbedeutung, Todtenahnung und ähnlichen schönen Sachen abzuhandeln, und nachdem August einige fruchtlose Versuche angestellt hatte, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, ergab er sich in sein Schicksal, nicht aber ohne im Stillen die Kaltblütigkeit und Ruhe aller Anwesenden zu bewundern, mit welcher sie die grauenhaftesten Dinge erzählten und anhörten. Unbedingt glaubte Jedermann an die Wirklichkeit des Vorgebrachten, aber eben so schien sich Niemand zu grauen oder zu fürchten. Nur als Johanna jetzt des Todtenvogels oder des Leichenhuhnes erwähnte, ward sie ungewöhnlich ernst und schauerte sichtlich in sich zusammen. Es hatte einen Tag und zwei

Nächte hindurch seinen unheimlichen Gesang angestimmt, als ihre selige Mutter im Sterben lag; ein Gleiches war geschehen, als später ihre Stiefmutter starb, und als vor einigen Jahren ein Knecht des Hauses mit dem Tode rang, schlug es mit den Flügeln an die Scheiben des Sterbezimmers und war nicht zu verscheuchen.

August versuchte zu scherzen. „Die Benennung Leichenhuhn ist widerwärtig, ja fast ekelerregend, sogar selbst ungerecht," sagte er; „wie kann man ein so abscheuliches Thier mit dem Namen eines Huhnes belegen, eines Huhnes, welches sowohl als Eierspenderin, noch mehr aber im gebratenen Zustande sich die Liebe und Achtung aller Gebildeten erworben hat?" Er fand aber keinen besonderen Anklang, und Veit meinte trocken:

„Nennen Sie's Todtenkäuzlein, wenn Sie wollen, die Sterbenden ruft und lockt es deshalb doch."

Als später einmal eine kurze Pause eingetreten war, sagte Friederike: „Ich möchte eigentlich wissen, ob es heutzutage noch Hexen und Zauberer giebt. Früher, da gab's freilich welche, aber gegenwärtig hört man wenig mehr davon."

„Wie kann Sie so in den Tag hineinschwatzen," versetzte Veit, „da Sie heuer sich fast zu Tode gefürchtet hat, als in der Nacht des ersten Mai

ein ganzer Haufen über die Burg flog, so nahe, daß sie fast an den Schornsteinen streiften.“ —

„Ich habe mich nicht gefürchtet,“ sagte die Magd, „das verlernt man hier im Hause, wenn ich gleich die unrichtigen Sachen, die draußen am Firmamente vorgehen, weniger leiden kann, als das unter Dach und Fach. Aber ich möchte wissen, ob man noch Hexen und Zaubern lernen kann?“ —

„Mit Hexen habe ich mich wenig abgegeben,“ sprach Veit kaltblütig; „das Zaubern habe ich einmal lernen wollen, es ging aber krumm.“

„Ei,“ rief die kleine Luise, welche wie gestern dicht zu August gerückt war, und den Kopf vertraulich an die Seite ihres neuen Verbündeten lehnte, „ei Veit, das hast Du uns ja noch niemals erzählt!“ —

„Es kann sein,“ versetzte dieser, „und darum thue ich es jetzt, wenn es nämlich der Herr Lindenberg hören will.“ —

August bat darum. Jedenfalls war es ein neuer Abschnitt in den Collegien, welche er seit einigen Tagen hören mußte, und Veit begann ohne weitere Einleitung Folgendes:

„Drüben im Gebirge, wo ich früher lebte, ehe

ich hierher kam, hauste ein sonderbarer Kauz, welcher Bibică hieß und ein Schneider war." —

„Bibică," unterbrach ihn August, „wie kann man Bibică heißen?" —

„Verzeihen Sie," sagte Veit, „ich denke, man kann heißen wie man will, aber mein guter Freund, der Schneider, hatte noch andere Gewohnheiten an sich, welche ihm viel übler vermerkt wurden. Er ging zum Beispiel niemals in die Kirche und verfertigte eine gewisse Sorte von Schnupftabak, welche dort in der Gegend außerordentlich beliebt ist, und die man Schmälzel nennt. Dazu hatte er aber von allerhöchster Obrigkeit keine Erlaubniß, und da ihm die wirklichen Tabaksfabrikanten und die Krämer außerordentlich auffässig waren, so fehlte es nicht, daß man häufig bei ihm Haussuchung hielt, um Tabak, Beizen und dergleichen zu finden, immer aber ohne Erfolg.

„Wie es dazumalen noch unter den Schneidern gebräuchlich, war Bibică ein kleiner und unansehnlicher Kerl, denn wer zur Feldarbeit zu schwächlich war, ging, besonders auf dem Lande, unter die Studenten, oder wurde ein Schneider. Das blieb sich gleich. War ich selbst aber gleichwohl ein großer und langer Mensch, so trug ich

doch dem Schneider seine Kleinheit nicht nach, sondern besuchte ihn, mit Ausnahme der Freitage, an welchen er sich stets einsperrte, häufig, noch häufiger aber kam ich mit ihm im Wirthshause zusammen, da wir Beide einen Trunk nicht verschmähten.

„Freilich kamen mir mit der Zeit allerlei Gerüchte zu Ohren über meinen Freund, die nicht zum besten klangen. Bibică hatte stets Geld, aber verzweifelt wenig Kundschaft, und war auch das letzte auf natürlichem Wege zu erklären, denn die Höschen, die er machte, waren regelmäßig zu kurz, und die Röcke warfen über dem Rücken fast immer unverhältnißmäßig viele Falten, so blieb doch das erste, das Geld, ein schwierig zu erklärendes Räthsel. Aus der Hölle hatte er's nicht, nämlich aus der Schneiderhölle, aus dem runden Loche in Mitte des Arbeitstisches, in welches sie die bisweilen großen Abfälle und Flecke werfen, denn seine Kundschaft war zu klein.

„Da er es also nicht aus der Hölle hatte, so mußte er es vom Teufel haben, und das war es, was man sich in die Ohren flüsterte, und was man einem Menschen wohl zutrauen konnte, der des Sonntags nie zur Kirche ging und am Freitage, dem Todestage unseres Herrn, sich regelmäßig abschloß.

„Freilich hatte ich schon allerlei tolle Dinge in meinem Leben gesehen, ich lachte aber dennoch anfänglich über diese schlimmen Nachreden, dann aber ward ich nachdenklich, und als mir eines Tages wieder mit der größten Bestimmtheit gesagt wurde, daß der Schneider zaubern könnte, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich wollte ebenfalls zaubern lernen, beschloß Bibicä darum anzugehen, und im Falle er Umstände mache, ihn wacker durchzuprügeln. Daß er, als ein Zauberer, wenn er wolle, stärker sein müsse als ich, fiel mir nicht ein. Große und ungeschlachte Menschen denken häufig so in den Tag hinein.

„Ich weiß aber selbst nicht, wie es zuging, ich kam lange nicht dazu, mit Bibicä von der Sache zu sprechen, und ich will unentschieden lassen, ob er mir geschickt auswich, oder ob mich eine innere Scheu beherrschte. Da hatte ich aber eine alte Base im Orte, und als eines Tages diese mir wieder Allerlei von den Zauberkünsten meines Freundes vorerzählte und mich beschwor, von dem Umgange mit ihm abzulassen, wurde ich, ein obstinater Kerl wie ich damals war, völlig rabiat und nahm mir vor, noch an demselben Abende Bibicä meinen Wunsch auszudrücken, ein Zauberer zu werden wie er. Ich

traf ihn richtig im Wirthshause, und da ich, um mir Muth zu machen, ein paar Gläser mehr als gewöhnlich trank, so blieb der Schneider auch nicht zurück, und wir wurden Beide ausnehmend heiter.

„Als wir endlich das Wirthshaus verließen, erklärte ich Bibică, daß ich ihn ein Stück Weges begleiten wolle, und da sein Häuschen fast ganz am Ende des Marktfleckens lag, hoffte ich unterwegs Gelegenheit zu finden, meinen Vorsatz auszuführen. Der kleine Schneider hatte aber die Gewohnheit, wenn er ein wenig angetrunken war, allerlei sonderbare Capriolen und Luftspringe zu vollführen und dabei mit quikender Stimme eine Menge abgeschmackter Lieder zu singen, und das that er denn an jenem Abende, eigentlich in jener Nacht in solch' fabelhafter Art und Weise, daß sich keine Gelegenheit fand, ein einziges Wort mit ihm zu sprechen.

„Ich blieb indessen fest bei meinem Vorsatze, und nachdem wir fast sein Haus erreicht hatten, faßte ich ihn plötzlich am Kragen, schüttelte ihn, und sagte dann, ohne mich viel zu besinnen: „Halt's Maul, Schneider, und lehre mir das Zaubern!"

Bibică machte anfänglich einige vergebliche Bemühungen, sich zu befreien, dann aber wurde er

auf einmal ruhig und sagte: „Wenn's sein muß, warum nicht?"

Ich war ganz verwundert über seine rasche Willfährigkeit und fragte, bis wann er anfangen wolle, worauf er mir zur Antwort gab, daß dies jetzt sogleich und zwar in seinem Hause geschehen könne; als ich ihn aber nun losließ, sang und sprang er nicht mehr sondern ging stumm an meiner Seite bis zu seinem Hause, in welches wir Beide nun eintraten.

Nachdem Bibicä ein Licht angebrannt hatte, betrachtete er mich einige Augenblicke ernsthaft und mit einem Blicke, den ich nicht vorher an ihm gesehen hatte; dann sagte er:

„Du willst also die Kunst lernen?"

„Ja," sagte ich herzhaft.

„Im Falle Du keine Courage hättest, könnte es Dir den Hals kosten," fuhr Bibicä fort.

„Ich habe Courage, das weißt Du!"

Bibicä lachte bei dieser meiner Antwort so grell auf, daß ich unwillkürlich zusammenfuhr. Dann sagte er:

„Daß ein so langer Kerl wie Du einen oder ein paar andere Bursche nicht fürchtet, ist keine Kunst, aber was ich Dir zeigen werde, ist ein anderes Ding. Vor Allem mußt Du genau thun,

was ich Dir sage, sonst kommst Du um Leib und Seele. Willst Du?"

„Ja!" — Aber ich glaube, daß ich dieses ja nicht ganz so sicher ausgesprochen als das erste. Bibicä fing an mir ganz besonders vorzukommen.

„Komm!" sagte er jetzt, indem er voranschritt. Ich folgte ihm, und er führte mich einige Treppen abwärts in eine kleine Kammer ohne Fenster, deren Thür ebenfalls künstlich verborgen war, und schwerlich von einem Uneingeweihten aufgefunden worden wäre. Ein starker Geruch nach dem bereits erwähnten Schnupftabak kam uns entgegen, und an den Wänden standen kleine Fässer, in welchen sich in der That der beliebte Schmälzel befand. Der Scheider stellte das Licht auf eins dieser Fässer, zog seine Tabaksdose aus der Tasche, schüttelte deren Inhalt in das Faß, und reinigte hierauf die Dose sorgfältig mit dem Finger. Dann stellte er sie in Mitte der Kammer auf den Boden.

„Sieh' hinein!" sagte er jetzt.

Ich that nach seinem Begehr.

„Was siehst Du?"

„Nichts!"

Ich sah indessen sogleich darauf etwas, was mich in Verwunderung und sogar in Schrecken

versetzte. Die Dose wurde mit jedem Augenblicke größer und größer. Sie hatte rasch die Größe eines gewöhnlichen Reisekoffers erreicht, und jetzt sagte der Schneider dumpf: „Steig'e hinein!"

Ich zögerte; und jetzt war der Koffer bereits zu einer riesigen Kiste angewachsen, deren geöffneter Deckel fast bis an die Decke reichte. Aber der Schneider schien mitgewachsen zu sein, denn seine Hände lagen auf dem Rande des Deckels, und seine Augen blickten mich oberhalb desselben glühend an.

„Springe hinein!" rief er jetzt mit fürchterlicher Stimme. — Die Zunge klebte mir am Gaumen, und ich wich unwillkürlich einige Schritte zurück. — „So fahr' zum Teufel!" brüllte jetzt der Schneider mit donnerähnlicher Stimme. — Ich stürzte bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Straße, vor der Thür von Bibicä's Hause. Ich lief nach meiner Wohnung, kroch in's Bette und war am andern Morgen fest der Meinung, daß ich betrunken und Alles ein Traum gewesen sei. Als ich aber am Nachmittage den Schneider besuchte, um ihn auf den Zahn zu fühlen, sagte er ganz freundlich zu mir:

„Langer Veit, wenn, so lange ich lebe, irgend

eine Menschenseele ein einziges Wort von der Geschichte erfährt, so dreht mein guter Freund in der Dose Dir den Hals um."

Er nahm bei diesen Worten eine Prise aus derselben und schneiderte unbefangen weiter an einem Paar Beinkleidern, welche er ohne Zweifel abermals zu kurz machte, wie alle anderen.

Veit klopfte bei diesen Worten seine Pfeife aus, wünschte höflich gute Nacht, und machte Anstalt, sich zu entfernen.

„Wo ist der Schneider hingekommen?" fragte August, „lebt er noch?"

Veit besann sich einige Augenblicke, dann sagte er, ohne eine Miene zu verziehen: „Zuverlässig nicht, ich habe ihn massakrirt! Sie wissen, daß mir einmal die wilde Jagd begegnete, kurze Zeit darauf habe ich ihn todt gemacht. Angenehme Ruhe!"

Er ging, und da auch Johanna ihr Licht anbrannte, ein Zeichen, daß sie zu Bette gehen wollte, so empfahl sich August ebenfalls; als er aber eben die Hand auf die Klinke des Thürschlosses legen wollte, hielt er plötzlich inne. Ein gellender, durchdringender Pfiff erscholl draußen auf dem Hofe, dann ein zweiter und dritter. Was war das?

In diesem Augenblicke trat Veit rasch wieder

in die Stube, und als August jetzt zufällig nach Johanna blickte, sah er, daß diese todtenbleich und zitternd dastand und sich nur mit Mühe aufrecht zu halten schien. Auch ein Blick des Einverständnisses mit dem zurückgekehrten Veit entging ihm nicht. — Die kleine Luise löste indessen einen Theil dieser Räthsel, indem sie rief: „Der Vater!" und aufsprang, um ihm entgegenzulaufen, während Friederike ihr mit einem Lichte folgte.

Es war also jener Pfiff ein Zeichen, mit welchem der rückkehrende Förster sich anzukündigen pflegte. Aber warum der Schrecken Johanna's, und was bedeuteten die Blicke, welche Veit und sie wechselten, sowie die leise geflüsterten Worte des Letzten, die August aber dennoch verstand: „Muth, es ist noch nichts verloren!" —

August blieb nur kurze Zeit noch unten, da der Förster erklärte, daß er auf dem Forsthause bereits das Abendbrot genommen, müde sei und bald zu Bette gehen wolle; als der junge Mann aber das neue Schloß betrat, konnte er sich eines Grauens nicht erwehren, welches wuchs, je näher er dem Saale kam. Er warf, als er diesen betreten hatte, scheue Blicke nach dem Bilde der grauen Gräfin, aber sie stand regelrecht in ihrem

Rahmen und blickte, als er rasch vorüberging, wie gewöhnlich starr vor sich hin.

In seiner Stube angelangt, nahm sich der junge Mann ernstlich vor, morgen Abend gar nicht zu den Försterleuten zu gehen. „Sie machen mich endlich selbst noch verrückt," sagte er zu sich selbst, „mit all' dem einfältigen Zeuge, welches sie schwatzen, und ich mag mich zusammennehmen wie ich will, dieses spukende Bild macht mir einen unangenehmen Eindruck. Die Geschichte mit der Dose ist freilich ganz abgeschmackt, da ist mir aber dieser lange Gauner, der Veit, zuwider, und die Frechheit, mit welcher er erzählt, daß er den Schneider umgebracht hat. Ich glaub's ihm aber, denn er sieht einem Mörder ähnlicher als allem Andern." Er las hierauf noch eine Zeit lang und legte sich endlich zu Bette, und nach mehrfachen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich einzuschlafen.

Nach einiger Zeit indessen erwachte er wieder und konnte sich anfänglich nicht genau besinnen, was ihn geweckt hatte; indessen wurde ihm dies bald klar, denn er hörte jetzt wie neulich Schritte über sich, und richtete sich im Bette auf, um zu horchen. Dieses Geräusch verstummte indessen nach kurzer Frist, und der junge Mann tröstete

sich damit, daß er mit Hülfe Luisens vielleicht morgen schon jenes Geheimniß erforschen werde. An einen Spuk glaubte er nicht mehr.

Jetzt aber glaubte er Schritte im Saale zu hören, leise, huschende, schleichende Schritte, und es war in der That keine Täuschung, denn während er athemlos lauschte, vernahm er jetzt draußen deutlich ein leises Auf- und Niedergehen. Sein Herz pochte so heftig, daß er die Schläge desselben hörte. Endlich aber schien auch dieses unheimliche Wesen aufhören zu wollen, und nun erst besann er sich, sprang aus dem Bette und warf sich rasch in die nöthigsten Kleider. „Bin ich ein Kind, oder befinde ich mich wirklich in einem verzauberten Schlosse, oder in einer Mörderhöhle?" Er beschloß hinaus zu gehen in den Saal und dem entgegen zu treten, was dort sich bewege. Aber er blieb erstarrt stehen, als er die Thür geöffnet hatte.

In Mitte des von zweifelhaftem Lichte des abnehmenden Mondes schwach beleuchteten Saales stand frei und aufrecht die graue Gräfin, ihre unheimlichen Züge konnte er nicht unterscheiden, aber er sah deutlich, daß ihr langes, schleppendes Gewand sich leise bewegte. Sein zweiter Blick fiel auf das Bild. An der Wand hing der leere

Rahmen! Sie war wirklich herausgetreten aus demselben, um ihre gespenstige Wanderung zu beginnen.

Dieser leere Rahmen steigerte womöglich noch das Entsetzen August's, und tausend abenteuerliche und wahnsinnige Gedanken flogen verworren durch sein Gehirn, denn eben das ist das Grausigste bei dem ersten Spuke, der uns entgegentritt, oder den wir zu sehen glauben, daß in jenem Augenblicke gleichzeitig alle Gespenster vor uns erscheinen, von denen wir jemals gehört oder gelesen, und uns zuflüstern: „Siehe, es ist doch wahr, wir bestehen!" Er fühlte, wie sich sein Haar emporsträubte und daß kalter Schweiß von seiner Stirn rann, aber er war nicht im Stande, sich von der Stelle zu bewegen und hielt sich mit der einen Hand an den Pfosten der Thür.

Im Uebrigen schien die graue Gräfin heute einen weitläufigen Spaziergang projectirt zu haben, denn die Thür des Saales, durch welche August vorher eingetreten war, und welche er, wie er sicher wußte, hinter sich geschlossen hatte, stand offen, und eine zweite, kleinere Nebenthür, welche er stets verschlossen gefunden hatte, war jetzt ebenfalls weit geöffnet.

Der junge Mann glaubte zu fühlen, daß

sich seine Sinne mehr und mehr verwirrten, und er wäre vielleicht zu Boden gestürzt, hätte eine zweite Erscheinung ihn nicht auf's Neue angeregt. Draußen, vor der geöffneten Thür des Saales, auf dem Corridor, dämmerte, kämpfend mit dem gebrochenen Mondlichte, ein schwacher Schein auf, und jetzt erschien eine in dunkle Gewänder gekleidete, verhüllte Gestalt mit einer Lampe, welche langsamen Schrittes quer durch den Saal auf die kleine Thür zuging, und ihr folgte ein großer starker Mann, welcher einen Todten oder Sterbenden trug. So schien es wenigstens, denn der Körper des Getragenen hing schlaff in den Armen des Trägers. August hörte keine Schritte, er sah aber deutlich die unheimliche Gruppe vorüberziehen und sah, ebenfalls geräuschlos, die Thür sich hinter derselben schließen.

In diesem Augenblicke schien das Gespenst in Mitte des Saales auf August zuschreiten zu wollen, wenigstens sah er deutlich dessen Gewänder sich bewegen, und er trat jetzt zurück in seine Stube und schlug heftig die Thür zu, welche er instinctartig verriegelte, obgleich er bereits gehört, daß die Graue sich nicht sonderlich um Schloß und Riegel kümmerte. Dann sank er auf einen Stuhl, und erst nach und nach er=

hielt er einigermaßen seine Fassung wieder, fortwährend indessen nach außen lauschend. Er hörte aber kaum etwas Ungewöhnliches, nur glaubte er einmal ferne Stimmen zu vernehmen; es war aber nur ein rasch vorübergehender Eindruck, und er konnte sich nicht einmal die Richtung klar machen, von welcher der zweifelhafte Laut gekommen.

Dann aber hörte er deutlicher ein abermaliges Geräusch auf dem Saale, zwar nur leise, aber doch immerhin so vernehmlich, daß eine Täuschung nicht möglich war, und er fühlte, daß das Entsetzen zurückzukehren begann, welches ihn vorher beherrscht hatte, wenngleich nicht in so hohem Grade und mit einem gewissen Grimme gemischt.

„Sie kommt ohne Zweifel jetzt nach Hause von ihrem Umgange und steigt mit des Teufels Hülfe wieder in ihren Rahmen," dachte er. Dann überkam ihn ein plötzlicher Heroismus, er wollte hinausstürzen – aber was draußen thun? Und es schauderte ihn jetzt heftig, wenn er dachte, daß das Gespenst vielleicht schon vor der Thür stehe und ihn erwarten könnte.

Endlich aber, nachdem es außen wieder vollkommen still geworden, wurde auch er ruhiger. Doch kam kein Schlaf in seine Augen, und er

hatte keine Lust zu Bett zu gehen, bis nach einigen Stunden der Tag zu grauen begann. Aber er fühlte jetzt, daß er doch nicht werde schlafen können, bevor er einen Blick auf den Schauplatz der nächtlichen Schrecken geworfen hätte, und öffnete rasch und mit drohender Miene die Thür.

Er fand Alles, wie er innerlich erwartet und gehofft hatte. Die graue Gräfin hing ruhig in ihrem Rahmen an der Wand, und die beiden Thüren waren verschlossen wie gewöhnlich. Sein ganzer Muth war zurückgekehrt.

„Natürlich," sagte er, frevelhaft scherzend, „nun sie andere Leute hinlänglich cujonirt hat, hängt sie dort, als ob sie nicht drei zählen könne! Mich kriegt sie nicht wieder!"

Dieses Selbstgespräch hing mit dem Entschlusse zusammen, den er mittlerweile gefaßt hatte, morgen das Schloß zu verlassen und dem Grafen Bericht abzustatten. An der gespenstigen Erscheinung der Gräfin zweifelte er nicht, obgleich der Tag jetzt vollständig angebrochen war, und er hatte es sich zugeschworen, keine zweite Nacht mehr in ihrer Nähe zu vollbringen. Aufklärung hin, Aufklärung her! Er hatte es selbst gesehen!

Aber die zweite Erscheinung betrachtete er jetzt mit anderen Augen und brachte Johanna und Veit in Beziehung mit derselben, indem er ihre frühere Wanderung im neuen Schlosse und das offenbare Einverständniß der Beiden bedachte. „Daß sie ein Verbrechen begangen haben, ist zuverlässig," dachte er, „denn man schleppt Todte oder Sterbende nicht des Nachts zum Vergnügen in Schlössern umher, in welchen sich graue Gräfinnen, Mulze und Mondmänner gleichfalls herumtreiben, auf dessen Dächern die Todtenvögel ihr heiteres Lied singen, und an dessen Schornsteinen die Hexen anstreifen, wenn sie nach dem Blocksberge reisen. Und das giebt mir hinlängliche Ursache durchzubrennen. Periculum in mora! Daß mir das Gespensterwesen gewissermaßen über den Kopf gewachsen ist, darf ich freilich nicht sagen."

Er begab sich dann zu Bett und suchte sich während des Auskleidens zu erklären, warum, wäre die zweite Erscheinung Veit und Johanna gewesen, Beide von der gespenstigen Gräfin gar keine Notiz genommen. Entweder, dachte er, seien Beide bereits vollkommen auf gutem Fuße mit sämmtlichen Hausgespenstern, oder was wahrscheinlicher, die graue Gräfin war für sie gar

nicht sichtbar, indem die boshafte Alte es ohne Zweifel nicht zweckmäßig fand, ein Verbrechen zu stören, und es blos auf die Unschuld abgesehen hatte. Unter allerlei sonderbaren Gedanken hinsichtlich seiner eigenen Unschuld entschlummerte er endlich.

Als er erwachte und am Stande der Sonne sah, daß es schon spät sein müsse, kleidete er sich rasch an, um hinab zu den Försterleuten zu gehen und vor Allem Sorge zu tragen, noch im Laufe des Tages einen Wagen zu bekommen. Aber wie erstaunte er, als er die Thür des Wohnzimmers öffnete und dort, stark Tabak rauchend, und offenbar im vertraulichen Gespräche begriffen, den Grafen Halden und den Förster erblickte. Der Graf begrüßte ihn freundlich und rief ihm zu: „Frühstücken Sie nur gleich, und ist es Ihnen genehm, so können wir in einer halben Stunde abreisen. Unsere Geschäfte sind beendigt.“

„Zu Befehl,“ erwiderte August, der sich wohl hütete zu sagen, daß er selbst im Begriffe gewesen, seinen Posten zu verlassen, und während er jetzt sein Frühstück genoß, entwickelte sich allmälig das harmloseste Gespräch von der Welt, vorzugsweise um Jagdangelegenheiten sich drehend: vom

Rehstande, von Hasen und Hühnern, von der Aussicht im Frühlinge, da der Förster mehrere Jahre sorgfältig gehegt, eine treffliche Auer- und Birkwild-Falze zu bekommen, und als endlich Bernd versicherte, daß Hirsche als Wechselwild häufig in mehreren Districten, versprach der Graf, zuverlässig in einigen Wochen zur Jagd zu kommen. August war einigermaßen in Verwunderung, denn er hatte niemals gewußt, daß die Excellenz ein so gewaltiger Jäger.

Der lange Veit war nicht sichtbar, und Johanna ging bedienend ab und zu, aber August glaubte auf ihrem Gesichte, trotzdem daß sie blaß und angegriffen aussah, einen gewissen Ausdruck von Zufriedenheit, ja Glück zu bemerken. Aber er hatte nicht Zeit, viele Beobachtungen anzustellen, denn der Graf drängte zur Abreise, und nachdem er rasch gepackt, bestieg man den Wagen. Jetzt erst kam die kleine Luise herbei und drückte ihm fast verstohlen die Hand. August küßte sie herzlich, denn es kam ihm vor, als sei die Kleine das einzige Wesen, welches ihm im ganzen Hause ein wenig gewogen, obgleich Johanna ihm freundlich zuwinkte und der Förster kräftig die Hand schüttelte. —

Als man das Schloß im Rücken hatte, sagte

der Graf: „Nun, lieber Lindenberg, wie haben Sie sich unterhalten?“ —

„Unterhalten,“ dachte August, „unterhalten! Er thut, als ob er mich zum Vergnügen nach dem verwünschten Neste geschickt hätte!“ Laut sagte er indessen: „Ich glaube, daß ich Excellenz einige wichtige Mittheilungen zu machen habe. Zuvörderst sind jedenfalls die Rechnungen des Försters nicht in Ordnung. Die Belege —“

„Halt!“ rief der Graf ungewöhnlich lebhaft, „nichts über den alten Bernd! Ich habe mich selbst von der Richtigkeit aller seiner Rechnungen überzeugt. Er ist die ehrlichste, treueste Seele von der Welt! Ich bitte Sie dringend, diese Ueberzeugung mit mir zu theilen.“

August verbeugte sich. Diese Sache lag also hinter ihm. Er fügte indessen hinzu:

„Einige Eigenheiten, die der Herr Förster zu haben scheint, haben mich vielleicht kein ganz richtiges Urtheil über ihn fällen lassen. Die sonderbare Abneigung zum Beispiel, das neue Schloß zu betreten.“

Der Graf sah einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin. „Lieber Lindenberg,“ sagte er hierauf, „das ist eine lange, kitzelige und zum Theil selbst sehr unangenehme Geschichte. Ein wahrer

Roman, von welchem ich Ihnen, will ich nicht allzu indiscret werden, nur einige flüchtige Züge mittheilen kann. Ich muß aber dies sogar thun, damit Sie nicht Schlimmes vermuthen, oder Schlimmeres wenigstens, als in der That der Fall.

„Bernd und ich waren früher Kriegskameraden, später nahm ich ihn in meine Dienste, und kurze Zeit darauf schickte ich ihn, er ist gewandter, als es den Anschein hat, nach Frankreich, um einen Theil meines Vermögens zu retten, der dort stand. Es war im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und meine Furcht vor Verlust bedarf deshalb keiner Entschuldigung. Aber Bernd, von welchem ich anfänglich längere Zeit nichts hörte, schrieb plötzlich die tröstlichsten Briefe, und erschien auch bald darauf mit der ganzen Summe, deren Verlorengehen ich befürchtete.

„Neben diesem meinem Schatze, brachte er aber auch einen selbsteigenen mit, eine reizende kleine Französin, die er aus allerlei Bedrängniß und Fährlichkeiten gerettet und nachher geheirathet hatte. Wenn Sie Johanna ansehen, so haben Sie das Bild derselben, denn mit Ausnahme der schwarzen Augen, merkwürdigerweise das Erbstück des deutschen Vaters, während die französische

Mutter dunkelblaue hatte, habe ich nie eine größere Aehnlichkeit gesehen zwischen Mutter und Tochter. — War aber die kleine blauäugige Französin liebenswürdig als Frau, so war mein alter Bernd noch liebenswürdiger als Mann. Das will sagen, er hatte ein unbegrenztes Vertrauen auf seine Frau, und eine eben so unbegrenzte Liebe.

„Was nun das Vertrauen betrifft, so war dasselbe nicht unschwer zu hegen auf einem alten Schlosse, dessen einzige Bewohner Bernd, seine Frau und eine Magd waren. Bernd aber sagte: „Es ist nicht die Einsamkeit, die mich sicher macht, ich bin der Treue meiner Frau sicher, weil ich ihre Freiheit, ihre Ehre, ihr Leben gerettet, ihre Existenz begründet habe. Sie kann mich nicht betrügen.“ —

„Dieses unzweifelhaft aus einem edelmüthigen Charakter entsprungene Vertrauen wich auch nicht, als die Bewohner des Schlosses sich mehrten, und das war zur Zeit der Emigration.

„Ich hatte vielfache Verwandte und Freunde in Frankreich, und es ist leicht zu denken, daß deshalb zu einer Zeit, in welcher wir gastfrei auch wildfremde Menschen beherbergten, mein Schwanheim nur selten leer wurde von französischen Gästen. War ich nicht anwesend, so ver-

trat Bernd meine Stelle, und Fanchon, seine Frau, glücklich nach langer Zeit — denn Johanna war damals bereits vier Jahre alt — Landsleute um sich zu sehen, machte die Honneurs des Hauses.

„Als ich indessen eines Tages nach Schwanheim fuhr, in der Absicht, dort mich einige Tage zu erholen, fand ich die Sache schlimm verändert. Fanchon war in die Thalmühle entflohen, um sich vor Bernd zu schützen, der sich in einem Zustande der Raserei befand, in welcher ich vorher niemals weder ihn, noch irgend einen andern Menschen gesehen hatte. Ein gewisser kleiner Marquis, ein weitläufiger Verwandter Fanchon's, war durch ein Fenster der Wuth Bernd's entgangen, und wenngleich auf regelmäßigem Wege durch die Thür, waren ihm bald darauf alle übrigen überrheinischen Gäste gefolgt.

„Ich suchte Bernd begreiflich zu machen, daß er sich dennoch getäuscht haben könnte, aber dies vermehrte anfänglich nur noch seine Wuth; endlich brachte ich aber denn doch eine Art von Versöhnung zu Stande, zu welcher wohl die kleine Johanna, die Bernd auf das Zärtlichste liebte, viel beitrug, und Fanchon kehrte zurück. Damals stellte Bernd die Bedingung, daß er ohne dringende Noth niemals wieder das neue

Schloß betreten müsse, und zog hinüber in das alte, wo er heute noch wohnt, aber das häusliche Glück kehrte auch da nicht wieder. Die Würmer im Herzen sind nicht wie die Katzen, welche im alten Logis bleiben, wenn man eine neue Wohnung bezieht. Sie begleiten uns allenthalben, weit hinweg, über Berg und Thal, auch weiter.

„Einige Jahre nachher starb Fanchon, und Bernd heirathete seine zweite Frau, die Mutter der kleinen blonden Luise, welche aber deren Geburt ebenfalls mit dem Leben bezahlte. Diese zwei Töchter, und ein unauslöschlicher Haß gegen alle Franzmänner, sind das Einzige, was Bernd übriggeblieben ist von seinen beiden Ehen. Auch die Abneigung gegen das unschuldige neue Schloß hat er bewahrt bis heute."

Der Graf schwieg, und nach einigem Bedenken sagte August:

„Ich habe noch einer sonderbaren Begebenheit zu erwähnen, welche ich Ihnen, Herr Graf, unter keiner Bedingniß vorenthalten zu dürfen glaube. Vor Allem muß ich bemerken, daß ich mit Sicherheit annehmen kann, ich sei nicht der einzige Bewohner des neuen Schlosses gewesen. Gestern Abend nun, aufmerksam gemacht durch ein eigen-

thümliches Geräusch draußen auf dem Saale, öffnete ich meine Thür und sah —"

„Bekannt," unterbrach ihn Halden. „Sie sahen einen Mann, welcher einen andern in seinen Armen trug, und welchem eine Frau mit einer Leuchte voranging. Nicht wahr? Was Sie vielleicht sonst noch zu sehen glaubten, war wohl ein Trugbild Ihrer erhitzten Phantasie oder — eine optische Täuschung. Aber Sie würden mich höchlich verbinden, wenn Sie gegen Jedermann von den Ereignissen dieser Nacht ein unverbrüchliches Schweigen beobachten wollten."

Der Graf begann hierauf auf die gemüthlichste Weise von tausend Dingen zu sprechen, nur nicht vom Schlosse und vom Zwecke der geheimnißvollen Sendung August's, und nachdem man spät in der Nacht in der Stadt angekommen war und Beide sich trennten, sagte er, offenbar mit dem Ausdrucke der Wahrheit, freundlich zu dem jungen Manne:

„Lassen Sie sich Ihre Berufsgeschäfte ein wenig mehr angelegen sein als bisher, und seien Sie überzeugt, daß ich für Sie thun werde, was in meinen Kräften steht."

Als August auf seine Stube gekommen war,

fühlte er sich dort so gemüthlich, wie seit langer Zeit nicht mehr.

„Da draußen auf dem schmalen Gange," dachte er, „schlurfen und schleichen sie heute sicher nicht umher, das weiß ich gewiß, und wenn der Graf etwas für mich thun will, soll es mir außerordentlich angenehm sein. Unter die Diplomaten lasse ich mich aber nicht stecken, obgleich es scheint, als habe ich meinen Auftrag gut besorgt, ohne vorher und nachher zu wissen, in was er bestanden hat, und folglich eine gewisse instinctartige diplomatische Anlage haben muß. Der Teufel kann aber wissen, ob ich bei folgenden Fällen abermals so glücklich im Dunkeln tappe wie diesmal."

Am andern Morgen beschloß er, in Folge des erhaltenen freundlichen Winkes, von jetzt an „seine Berufsgeschäfte sich ein wenig mehr angelegen sein zu lassen als bisher," vorher aber seine diplomatischen Ferien noch auf einige Tage zu verlängern, und begab sich deshalb in eine Weinstube, in welcher man „fein zu frühstücken" pflegte, und wo er zugleich hoffte, einige seiner Bekannten zu treffen. Das war denn auch wirklich der Fall, zu seinem geheimen Aerger aber fragte ihn Niemand, warum er so lange unsicht=

bar gewesen, und man schien ihn nicht im geringsten vermißt zu haben.

Endlich aber sagte dennoch Einer:

„Aber, Lindenberg, wo hast Du denn die ganze Zeit über gesteckt? Ich erinnere mich wenigstens nicht, Dich auf irgend einer dieser famosen Suiten gesehen zu haben?“

„Welche Suiten?“ fragte August.

„Nun die Verlobungs- und Vermählungsfestlichkeiten Sidoniens, der Tochter des Präsidenten.“

August sah den Sprechenden an und wechselte die Farbe, dann trank er hastig, um seinen Schrecken und seine Verlegenheit zu verbergen. Ein Anderer der jungen Leute rief aber jetzt: „Teufel, ich glaube, er hat ihr ja die Cour gemacht!“

Und hierauf sprach man vom Kriege, von den Fortschritten, welche die Verbündeten machten, und endlich von der vorläufig noch als dunkles Gerücht verbreiteten Nachricht, daß nach Beendigung des Krieges eine Abänderung in der Uniform der Husaren stattfinden solle. Und da die jungen Herren sämmtlich dem Civilstande angehörten, stritten sie lange und heftig über die Zweckmäßigkeit und Schönheit dieser Abänderung.

Was aber unsern jungen Freund betrifft, so

wogte in seinem Busen ein Chaos der verschiedenartigsten Gefühle und Leidenschaften, und nachdem dieser Sturm sich etwas gelegt hatte, beschloß er, dem weiblichen Geschlechte auf unbestimmte Zeit völlig zu entsagen. —

Der günstige und erfahrene Leser sieht die Schwierigkeiten ein, welche sich uns entgegenstellen würden, wenn wir es versuchen wollten, auf dem bisher betretenen Wege einige kleine Zweifel und Anstände zu erörtern, welche in unserer Geschichte vielleicht noch obwalten, und wir greifen daher zu dem freilich etwas antiquirten Wege der Veröffentlichung einiger Briefe, welche während des Verlaufes unserer Erzählung gewechselt wurden. —

Johanna Bernd an ihre Freundin Emilie.

(Fragment.)

„— und zuerst dachte ich daran, ihn in Eurer friedlichen Pfarre unterzubringen, aber Veit sagte, daß ohne bedeutende Gefahr für sein Leben es unmöglich sei, ihn so weit zu transportiren. Du siehst aber, wie verwirrt ich Alles vorbringe, und während Du weißt, daß ich einen Verwundeten im Schlosse verberge, habe ich noch gar nicht erzählt, wie das Alles gekommen. So höre denn. Gott sei Dank kamen die Schrecknisse des Krieges nur einmal in unsere nächste Nähe. An

einem kalten und nebeligen Abend meldete nämlich einer der Gehülfen vom Forsthause dem Vater, daß ein Trupp versprengter Franzosen sich in der Gegend aufhalte. Du kennst den Groll, den mein Vater, trotzdem daß meine Mutter selbst eine Französin war, gegen alle ihre Landsleute hegt, und trotz meiner Bitten machte er sich noch in der Nacht auf, Jäger und das Landvolk aufzubieten, um die Flüchtlinge anzugreifen und zu verfolgen.

„Die Nacht verging ruhig, aber am nächsten Morgen hörten wir schießen; es schien indessen, als zöge sich das Gefecht in die Ferne, es ward wieder still, und erst gegen Abend, als es bereits zu dunkeln begann, zog sich die Jagd — die Menschenjagd, ich kann's nicht anders nennen — unten durch die Thalschlucht. Ich hörte das Geschrei der Bauern im Thale und an der jenseitigen Bergwand, sah die Schüsse blitzen dicht unter mir in der Schlucht, und nie in meinem Leben habe ich Aehnliches empfunden. Ich glaubte die Stimme meines Vaters zu erkennen, der die Verfolgenden anfeuerte, aber ich glaube nicht, daß ich ängstlich um ihn war, denn ich kenne seine Stärke, seine Gewandtheit und seinen Muth. Aber meine Pulse flogen dennoch fieberhaft, und

meine Brust pochte zum Zerspringen. Es ist ein sonderbares Geständniß für ein Mädchen, aber es war dennoch so, ich wünschte ein Mann zu sein und mitkämpfen zu dürfen, ja der Gedanke flog mir durch den Kopf, eine Büchse zu ergreifen und hinab zu eilen zu unseren Leuten.

„Aber der Lärm zog sich in die Ferne, und es kam bald anders mit meiner Kampfeslust. Der alte Veit trat ein — er war mit bei der Streife — und der Vater hatte ihn heraufgeschickt, damit während der Nacht ein Mann im Hause sei, und während er seine Büchse an die Wand hing, sagte er kaltblütig, wie Du ihn kennst: „Drunten liegt Einer, ein Franzose, am Abschnappen, aber ich habe ihm den Rest nicht geben wollen, er geht bis morgen wohl so drauf!" — Ein Sterbender, jämmerlich verkommen vor der Thür meines Hauses! Ich sah starr vor mich hin, dann rief ich hastig: „Rasch, nimm die Laterne und folge mir."

„Ich sah jetzt freilich, daß Veit schon anfänglich gewollt, was jetzt meine Absicht war, denn er versetzte ruhig: „Es ist besser ohne Laterne, von wegen der Friederike und der Luise." — Dann ging er voran, und ich folgte ihm. Soll ich Dir wiederholen, was Du ohne Zweifel in hundert Erzählungen schon gelesen hast? Die

schauerliche Nacht, das Aechzen des Verwundeten, seine Bitte um Wasser und Aehnliches?

„Veit nahm den am Kopfe schwer Verwundeten wie ein Kind in seine Arme. „Wohin?“ fragte er. — Ich sprach von der Mühle. — „Geht nicht, wird abgefaßt,“ sagte Veit. — Dann schlug ich Euer Haus vor. — „Wird hin, bis wir hinüber kommen,“ sagte Veit; „ich will Ihnen etwas Besseres sagen, Jungfer Johanna. Hinauf in's neue Schloß, in's gelbe Zimmer. Ein Fremder kommt nicht hinauf, und der Herr Förster geht auch nicht hinüber, wegen Diesem und Jenem!“

„Ich habe es gewagt, und jetzt liegt mein Schützling droben, Veit verbindet seine Wunde, und sie bessert sich täglich, wenngleich langsam. Doch bin ich in tausend Angst und Sorgen. Trotz des Hasses, den der Vater gegen die Franzmänner hegt — wäre es nicht besser gewesen, ich hätte ihm Alles gestanden, nachdem er am andern Tage zurückgekehrt? Aber jetzt ist es zu spät. Ich kenne ihn. Das heimliche Handeln hinter seinem Rücken bringt ihn in unmäßige Heftigkeit.“ — —

Der Präsident an den Grafen Halden.

„Mein lieber Halden!

Wäre es Ihnen nicht möglich, den jungen

Lindenberg, welcher der Sohn Ihres alten Freundes und halb und halb Ihr Schützling ist, ohne Aufsehen, für eine kurze Zeit, aus der Stadt zu entfernen? Verschicken kann ich ihn nicht, und seine Versetzung wollte ich nicht bewirken. Nun sehen Sie aber: der junge Mensch macht meiner Tochter Sidonie seit einiger Zeit die Cour, wenngleich in letzter Zeit auch nur par distance; da er aber ein wenig ein Faselhans ist, so wäre eine Scene möglich, wenn in einigen Tagen der Verlobte Sidoniens, ein älterer, aber sehr aimabler Mann, hier ankommt. Ich bin überzeugt, daß Sie, lieber Graf, mich nicht mißverstehen und habe die Ehre rc. rc." —

Der Förster Bernd an den Grafen Halden.

„Euer Excellenz!

Dürfen ganz außer Sorge sein. Empfehlen Sie nur dem jungen Herrn ein besonders Auge auf meine Rechnungen zu haben. Ich werde mich stellen, als seien dieselben nicht in Ordnung, und halte ihn so wohl vierzehn Tage hin; rückt er mir dann aber ernstlich zu Leibe, so revidiren wir wirklich. Ich bringe meine Belege, welche ich vorläufig entfernt habe, allmälig zum Vorschein, und ich stehe für weitere vierzehn

Tage, schicken Eure Excellenz bis dorthin keine Gegenordre. Nach Dero Befehl soll er gehalten werden wie Eure Gnaden selbst. Der ich verbleibe ꝛc. ꝛc." —

Johanna Bernd an ihre Freundin Emilie.

(Fragment.)

„Wie ich Dir, meine einzige Freundin, diesmal nur in einzelnen abgebrochenen Sätzen schreiben kann, so trägt die Schuld hiervon eine neue Sorge, die mir aufgebürdet worden ist, und eine Vermehrung meiner häuslichen Geschäfte. Der Herr Graf hat uns nämlich plötzlich einen jungen Mann geschickt, welcher angeblich die Rechnungen revidiren soll. Aber ich vermuthe fast einen andern Grund, denn der Herr hat dies meinem Vater gegenüber noch niemals für nöthig gefunden. Der junge Mann ist gar nicht übel, aber ungeheuer eitel, und sobald ich ihn nur ansehe, fährt er mit der Hand durch seine braunen Locken, auf welche er sich viel einzubilden scheint. —

„Mein Schützling ist ein naher Verwandter eines Emigranten, welcher früher hier im Schlosse war. Es kommt mir fast vor, als könne ich mich

seiner noch erinnern. Er heißt Etienne, mein Verwundeter nämlich.

„Großer Gott! Wie häuft sich Unglück auf Unglück. Der Zustand Etienne's verschlimmert sich, und er hat ein nervöses Fieber bekommen! Welche Mühe hat es gekostet, den fernen Arzt, der jetzt nöthig geworden, heimlich des Nachts in's Schloß zu bringen! -Eben so schlimm fast ist es, daß der langweilige Lindenberg ohne Zweifel mein Geheimniß zum Theil, oder vielleicht jetzt ganz errathen hat. Seine Stube liegt gerade unter der Etienne's, wie leicht konnte er, trotz aller unserer Sorgfalt, irgend ein leichtes Geräusch gehört haben! „Die Jungfer Johanna hat also die Pflege des ganzen neuen Schlosses?" sagte er gestern und fuhr dabei wie gewöhnlich mit der Hand durch sein einfältiges Haar. Ich glaubte umsinken zu müssen! Auch meine kleine Stiefschwester, die über alle Maßen neugierig ist, scheint Unrath zu wittern. Sie schleicht mir allenthalben nach, und nur mit der größten Mühe gelingt es mir, unbemerkt in's neue Schloß zu gelangen. —

„Allmächtiger Gott! Eine schreckliche Vermuthung, die ich bereits seit einigen Tagen hegte, scheint sich immer mehr zu bestätigen. Ich muß

an der Ehrlichkeit meines Vaters zweifeln! Verrathe mich nicht! Er weicht Lindenberg stets aus, wenn dieser von den Rechnungen spricht, und wird verstimmt, ja fast ängstlich. Offenbar, um Lindenberg aus dem Wege zu gehen, hat der Vater heute das Schloß verlassen. Er ist schuldig! Oh mein Gott! —

„In einigen Tagen kommt der Graf! Er besucht bei solcher Gelegenheit stets alle Zimmer des Schlosses. Etienne muß fort. Aber wie? Wohin? Zwar auf dem Wege der Besserung, ist er doch immer noch nicht außer Gefahr, und zu schwach, um gehen zu können. —

„Der Graf kam weder, wie ich fürchtete, der unrichtigen Rechnungen meines Vaters halber hierher, noch Etienne's wegen; aber sei nun der Grund, welcher er wolle, seine Anwesenheit hat mich glücklich gemacht. Als ich die Nachricht von seiner Ankunft erfuhr, rathschlagte ich mit Veit, und dieser sprach mit dem Thalmüller, welcher sich bereit erklärte, Etienne aufzunehmen, denn jetzt fällt es wohl Niemand mehr ein, nach Flüchtigen zu suchen.

„Zugleich war, eben in diesen Tagen, die beste Gelegenheit, den Kranken fortzuschaffen, da der Va=

ter abwesend, wir also den Weg durch's alte Schloß frei hatten und nicht am Zimmer Lindenberg's vorüber mußten. „Zum Ueberflusse," sagte Veit, „erzählen wir ein paar Abende hindurch Spukgeschichten. Die Herren aus der Stadt stecken bis an den Hals in der Aufklärung, im Kopfe aber spukt's, und wenn wir wacker zusammenhelfen, so wird's ihm grauselig zu Muthe, und hört er, was kaum zu vermeiden, irgend ein Geräusch, wenn wir den Franzosen hinwegschaffen, so fürchtet er sich und legt uns nichts in den Weg."

„Er hat tolles Zeug hören müssen, der Herr Lindenberg, und Luise wurde, ohne es zu wollen, unsere Bundesgenossin, indem sie ihm die Geschichte mit der grauen Gräfin erzählte. Ich brachte das aus ihr heraus, als ich sie aus seinem Zimmer schleichen sah.

„Welcher Schrecken überkam mich aber, als spät am Abende, in der zur Flucht festgesetzten Nacht, plötzlich und ganz unerwartet der Vater zurückkam, und nach Lindenberg's Entfernung uns eröffnete, daß am nächsten Morgen mit dem Frühesten der Graf eintreffen werde. Wir mußten also Etienne durch das Gartenpförtchen im neuen Schlosse hinauszuschaffen suchen, und hierbei war

es nicht zu vermeiden, den Saal von Lindenberg's Stube zu berühren. Aber Veit gab Rath.

„Ich schlüpfte in den Saal, hing über einen Kleiderrechen ein altes graues Kleid, und hob dann noch zum Ueberflusse das Bild der grauen Gräfin aus dem Rahmen.

„Hört er auch etwas und kommt heraus," sagte Veit, „so geht er wieder zurück. Die graue Gräfin attakirt er in der Nacht nicht!"

Ich glaube, daß es mich zu einer andern Zeit doch ein wenig gegraut hätte, also das Gespenst für meine Zwecke zu benutzen. Diesmal aber nicht. Ich hatte nur Etienne im Kopfe.

„Als wir bald darauf den Armen durch den Saal trugen, erschrak ich heftig, denn Lindenberg stand unter der Thür seiner Stube. Aber er trat nicht heraus, sondern starrte uns todtenbleich, und mit weit geöffneten Augen an, und als ich, nachdem Etienne in Sicherheit, die graue Gräfin verschwinden ließ, war er auch bereits in seine Stube zurückgegangen. Indessen trug ich dennoch Bedenken. Würde er bei Tage nicht Lärm schlagen, oder wenigstens dem Grafen eine Anzeige machen? Ich beschloß endlich, dem Grafen Alles zu gestehen, und mein alter Veit gab mir Recht.

„Solche Herren," sagte er, „drücken in derlei Dingen mit Vergnügen beide Augen zu, gar wenn eine artliche Jungfer dabei im Spiele. Ich wette, der Herr Graf hält reinen Mund, und hilft Ihnen am Ende noch aus der ganzen Patsche."

„Er hatte recht. Seine Excellenz streichelte mir die Wange, nannte mich „sein liebes kleines Jeannettchen," ja er belobte mich sogar, und versprach endlich, den Müller wissen zu lassen, daß Etienne unter seinem eigenen Schutze stehe. Als ich Veit's Dienste bei der Sache pries, sagte er: „Der Kerl ist und bleibt ein Schlingel sein Leben lang."

„Dem Vater hat er nichts verrathen, aber ich hörte an demselben Morgen, daß er zu ihm sagte:

„Ist es Dir altem, ehrlichen Burschen denn nicht sauer geworden, den Spitzbuben zu spielen?" — worauf mein Vater erwiderte:

„Merkwürdiger Weise, nein, Excellenz„; ja es ist mir zuweilen selbst vorgekommen, als sei es nicht richtig mit meinen Rechnungen, so wacker habe ich mich in das Spitzbubenthum hineingelogen."

„Den Grund, warum all' das geschah, habe

ich noch nicht herausgebracht, vorläufig genügt mir aber zu wissen, daß er vollkommen unschuldig ist. —"

(Vierzehn Tage später.)

„Der Graf hat Wort gehalten. Mit allem Nöthigen versehen, ist Etienne heute abgereist. Er hat versprochen, wiederzukehren. Theuerste Emilie, was habe ich Dir Alles zu erzählen!"—

Veit an den Schneidermeister Löffelreiher.

„Mein lieber Bibicä!

„Verzeihe, daß ich Dich mit Deinem alten Spitznamen anspreche, den sie Dir, weiß Gott warum, gegeben haben. Entschuldige auch, daß ich Dich vor einigen Tagen habe todtschlagen müssen. Es ist nicht gerne geschehen, aber ich habe mir nicht anders helfen können. Daß ich vorher einen Zauberer aus Dir gemacht habe, nimmst Du mir gewiß nicht übel, denn Niemand glaubt das, da Jedermann weiß, daß Du in Deinem Leben kein Hexenmeister warst.

„Sende mir also mit der Bötin ein Pfund von dem vortrefflichen Schmälzel, den Du immer am Freitag bei verschlossenen Thüren präparirst, um am Sonntag darauf ihn frisch an die Bauern

zu verkaufen, und lege die Rechnung bei, denn ich will nichts geschenkt haben, und bleibe lieber schuldig.

Dein alter Freund Veit."

Eine Schwester.

Hinter der Stadt Valparaiso erheben sich eine Anzahl Hügel, welche meist steil ansteigen und dem alten Valparaiso nur einen schmalen Raum gestatten, sich auszubreiten, da unfern von ihnen bereits das Reich der Wogen beginnt.

Ohne Zweifel haben die armen Fischer, welche die Spanier, als sie den Hafen von Valparaiso entdeckten, bereits dort angesiedelt fanden, sich in den Schutz dieser mehrere Hundert Fuß hohen Hügel begeben, um in etwas gesichert zu sein vor dem, täglich zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden, ziemlich heftigen Landwinde.

Jene armen Teufel betrachteten den Hafen, der gegenwärtig einer der bedeutendsten der ganzen Westküste ist, für nichts weiter, als für eine große Speisekammer, oder einen riesigen Fischnachen, welcher ihnen ihre tägliche Nahrung lieferte und in welche man auf einem gebrechlichen Boote

nur eine kurze Strecke hinauszurudern brauchte, um mittelst einer dreizackigen Gabel, wie sich derselben Neptun bediente, und wie sie an einigen anderen kleineren Buchten der Westküste noch heute im Gebrauch ist, nach Belieben sich die schmackhaftesten Fische herausstechen zu können.

Eine ähnliche Ansicht von der Bestimmung des Hafens hatten ohne Zweifel die tausend und abertausend Seevögel aller Art, welche dort ihren Tummelplatz aufgeschlagen hatten, um zu fischen wie die Menschen, mit dem einzigen Unterschied, daß sie statt des antiken Dreizacks sich ihres scharfen, und hakenförmig gekrümmten Schnabels bedienten.

Die Fische ihrerseits nährten sich von den unzähligen kleinen Seegeschöpfen und Gewürm, das die nur den von Süden kommenden Stürmen zugängliche Bucht in reichlicher Anzahl beherbergte, und so lebte man zu jener Zeit im Hafen von Valparaiso, obgleich man sich gegenseitig ein wenig auffaß, dennoch, wenigstens in absteigender Linie, sehr zufrieden mit einander, und in einer angenehmen, patriarchalischen Einfalt.

Dann wurde die bisher nur Fische und Vögel beherbergende Bucht ein Hafen; die Fischer, oder deren Nachkommen, zogen sich in die Felsen zu-

rück, die gegen Süden diesen Hafen begrenzen, und wenn auch täglich noch zu bestimmten Stunden große Schwärme von Vögeln ihren Einzug in jenes vor dem Winde geschützte Gewässer halten, so begeben sie sich doch nur in die Regionen desselben, in welchen sich keine Schiffe befinden.

Der Verkehr, die Industrie, der Handel haben sich des Hafens bemächtigt, und aus dem kleinen von armen Indianern bewohnten Fischerdorfe ist jetzt eine bedeutende Stadt geworden, welche über sechzigtausend Einwohner beherbergt, die ganz Chile mit seinen vom Auslande bezogenen Bedürfnissen versorgt, und welche man in gewisser Beziehung vielleicht eben so gut das Herz Chiles nennen kann, als die Hauptstadt Santjago selbst.

Aber kehren wir zu den Hügeln zurück, mit welchen wir begonnen haben, und mit welchen ebenfalls eine Veränderung vor sich gegangen ist. Zur Zeit der ersten Ansiedelung waren sie vorzugsweise von drei Gewächsen in Beschlag genommen, von welchen eins stacheliger und unangenehmer als das andere ist: dem zehn bis achtzehn Fuß hohen Cactus mit zollangen Stacheln, dem der Ortiga, einer Nessel, deren Berührung wochenlang anhaltende, schmerzhafte Pusteln hervor-

bringt, und dem Carton, welcher zwei Ellen lange Blätter hat, die mit schiefen, gekrümmten Stacheln bedeckt sind. Um gerecht zu sein, müssen wir freilich bemerken, daß der Cactus die wundervollsten purpurfarbigen, und fast tellergroßen Blüthen hervorbringt, daß die Ortiga mit Leidenschaft von den Eseln gefressen wird, und daß der Carton einen sechs Fuß hohen Blüthenstengel, mit an fünfzehnhundert zwei Zoll großen Blüthen, von herrlichem Wohlgeruch treibt.

Trotz dieser guten, und jener zuerst angegebenen schlimmen Eigenschaften, aber sind auch diese Pflanzen genöthigt worden, das Feld zu räumen. Sie haben sich auf die steilen Abhänge zurückgezogen, bis wohin sie der Fuß des Menschen nur schwer verfolgen kann, und haben die Rücken jener Hügel diesem überlassen, um Hütten, Häuser und Villen auf denselben zu erbauen.

Begeben wir uns jetzt in eins dieser Gebäude, welches die Mitte zwischen Hütte und Haus hält, und welches seinen Standpunkt auf einem jener Hügel, dem Cerro de carretas, hatte, der vorzugsweise von der ärmeren Volksklasse bewohnt wird.

Das nur aus einem Erdgeschoß bestehende Haus ist aus Flechtwerk und ungebranntem Lehm

erbaut, mit Stroh gedeckt, und nachdem man eingetreten ist, bemerkt man, daß sich links eine Küche befindet, in welcher man, nach einigen dort aufgestellten Bottichen zu schließen, zu waschen scheint, während in dem Wohn- und Schlafzimmer zur Rechten offenbar die Speisen bereitet werden; denn wir sehen in der Mitte der Stube auf dem aus geschlagenem Lehm bestehenden Boden einen Brasero, einen Kohlentopf, mit glühenden Kohlen, und vor demselben ein Mädchen kauern, das eifrig beschäftigt ist, in einem Topfe zu rühren, welcher das Lieblingsgericht der Chilenen: Erbsen enthält, während am geöffneten Fenster ein zweites Mädchen sich eben so eifrig mit der Lieblingsarbeit der Chilenen: mit dem Nichtsthun beschäftigt.

„Ob wohl heute Antonio kommt?“ sagte die am Fenster Stehende endlich, und da die mit Kochen Beschäftigte nicht sogleich Antwort gab, wiederholte sie ihre Frage mit einem eigenthümlichen Tone, und setzte hinzu: „Nun, Rosa, hat er Dir nicht gesagt, ob dies der Fall sein wird?“

„Nein, Carolina, er hat mir nichts gesagt!“ versetzte Rosa; „da er aber täglich kommt, wird er heute wohl auch nicht ausbleiben!“

Sie hatte ihr Gesicht abgewendet von ihrer

Schwester, und hatte sich vielleicht angelegentlicher mit ihrem Topfe beschäftigt, als dies nöthig gewesen wäre; dann aber erhob sie sich und goß dessen Inhalt in eine große Schüssel.

Die Küchengeschäfte waren jetzt auf sechs bis acht Tage in Ordnung gebracht, denn man bereitet gewöhnlich eine so große Menge Erbsen, daß sie auf diese Zeit ausreichen, genießt dieselben am ersten Tage warm und an den folgenden kalt, und beginnt, ist der Vorrath zu Ende, dieselbe Operation auf's Neue.

„Er kommt!" rief jetzt Carolina mit leidenschaftlicher Heftigkeit, und während ihre Schwester schweigend drei Teller auf den Tisch setzte, sprang sie selbst aus der Stube und kehrte bald darauf, mit einem jungen Mann am Arme, zurück, der heiter und unbefangen grüßte und hierauf am Tische Platz nahm, als sei er gewohnt, dies täglich zu thun.

Es war dies auch wirklich der Fall, aber statt zu erzählen, wie der so eben Eingetretene jetzt seine Aufmerksamkeit zwischen beiden Schwestern theilte, und dabei Erbsen speiste, als sei es das köstlichste Gericht von der Welt, werfen wir einen Blick auf die Geschichte der jungen Leute.

Rosa war die ältere, die etwa achtzehnjährige,

Carolina die drei Jahre jüngere Tochter eines verkommenen Kaufmanns, des Sennor Montannos.

Wie man bei uns in Papier macht, so macht man in Chile in Minen, und wie man durch den Papierhandel auf den ursprünglichen Standpunkt versetzt werden kann, in welchem sich das Papier selbst vor seiner Verfertigung befand, so kann man bei der Speculation in Minen eines schönen Tages ein Bettler sein, obgleich man sich vielleicht noch im Besitz von Hunderttausenden befindet.

Diese scheinbare Unmöglichkeit ist leicht erklärt.

Man hat all' sein Geld in einige Silberminen gesteckt, welche anfänglich einen mäßigen Ertrag abwerfen. Man bleibt sparsam, sieht häufig in seinen Werken nach, und verwendet den Gewinn auf ihre Verbesserung. Jetzt aber vergrößert sich die Silberader in großartiger Weise, sie wirft ungeheuere Summen ab, und in Folge dessen wird der Besitzer selbst ein unsinniger Verschwender, und überläßt die Sorge für seine Silberquellen einem Majordomo, der nur in seltenen Fällen versäumt, sein Schäflein in's Trockne zu bringen, wenngleich er stets den größten Theil der auszu-

beutenden Ader seinem Herrn ausliefert. Aber die Silberadern haben bisweilen die unangenehme Eigenschaft, plötzlich so dünnleibig zu werden, daß sie eben nur noch als ein Leitfaden zu betrachten sind, den man verfolgt, um vielleicht wieder zu ergiebigeren Stellen zu gelangen. Dann zertrümmert sich dieser Faden, und nur einzelne, fast zweifelhafte Punkte zeigen die Stellen an, wo man weiter zu arbeiten, tiefer in's Innere zu dringen hat, um möglichst wieder auf eine reichere Ader zu stoßen.

Aber es kann lange dauern, bis man sie erreicht, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß irgendwo, tiefer unten vielleicht, vielleicht auch nach seitlicher Richtung, sich wieder Silber befindet. Dies Suchen kostet Geld, und der leichtsinnige Besitzer der Mine hat deren Erträgnisse vergeudet, ohne etwas zurückzulegen, da er sich den Fall nicht denken wollte, daß auch seine Silberquelle versiegen würde.

Es besteht in Chile ein Gesetz, vermöge dessen eine Mine, welche sechs Wochen lang nicht wenigstens mit zwei Bergleuten bearbeitet worden ist, von einem Jeden als sein Eigenthum in Anspruch genommen werden kann, der Lust hat, sie besser auszubeuten.

Nachdem also unser geldloser Minenbesitzer den Rest seines Vermögens angewendet hat, mit ein paar Arbeitern fruchtlose Versuche anzustellen, läßt er die Gänge verschütten, und wartet auf einen glücklichen Zufall, der ihm die Mittel an die Hand giebt, die Arbeiten von Frischem aufnehmen zu können; wenn er aber wieder im Stande ist, dies zu thun, findet er sein ehemaliges Eigenthum vielleicht im Besitz eines Andern, der nach wenig Wochen Arbeit wieder auf reichliches Silbererz gestoßen ist.

Nachdem der alte Sennor Montannos, Rosa's und Carolina's Vater, eines Tages sehnlicher als je auf seinen Majordomo gewartet hatte, der ihm Silbererz aus seinen Werken bringen sollte, da er ein großes Fest zu geben beabsichtigte, bat ihn dieser bei seinem Erscheinen selbst um Geld, um die ausgegangene Ader wieder aufsuchen zu können.

Dann traten die eben angegebenen Fälle ein, und nach einiger Zeit starb der Sennor mit Hinterlassung einer Wittwe, zweier Töchter und vieler Schulden.

Da die arme Wittwe eines früher reichen Mannes überall auf der Welt sehr bald in der Dunkelheit verschwindet, indem die Freunde ihres Gatten sich in verständiger Discretion von ihr

zurückziehen, um die blutende Wunde ihres Herzens nicht stets von Neuem aufzureißen, so dachte an die arme Wittwe des Montannos auch sehr bald Niemand mehr, und einige Jahre später starb sie in der tiefsten Dürftigkeit.

Auf ihrem Sterbelager beschwor sie Rosa, ihre jüngere Schwester nicht zu verlassen und Mutterstelle an derselben zu vertreten; und diese begann ihren geleisteten Eidschwur sogleich dadurch zu erfüllen, daß sie eine Wäscherin wurde und mit ihrem Verdienst Carolina ernährte, die erklärte, daß sie, die Tochter des reichen Montannos, eher sterben als sich durch Arbeit erniedrigen wolle.

In der That hatte Rosa eine doppelte Stelle und eine zweifache Aufgabe übernommen. Sie war gewissermaßen die Mutter, zugleich aber auch die Dienerin ihrer jüngeren Schwester, und auf der andern Seite ernährte sie dieselbe, während sie unaufhörlich bemüht war, sie von tollen Streichen abzuhalten, welche jene in Folge des Blutes, der Gelegenheit und des Beispiels nur allzu sehr geneigt war zu begehen.

Was Don Antonio betrifft, so war er ein junger Mann wie tausend andere, und eine Waise wie die beiden Schwestern, nur mit dem Unter-

schiede, daß diese nichts hatten, als was die eine von ihnen erwarb, während er nichts besaß, was er verdient hatte, da er sein beträchtliches Vermögen von seinem Vater ererbte. Er hatte bei einer der wenigen öffentlichen Lustbarkeiten, welche in Chile stattfinden, bei dem am 18. September beginnenden Unabhängigkeitsfeste, die beiden Schwestern gesehen und sich in beide verliebt, indem ihm auf der einen Seite die Tollheiten gefielen, welche Carolina trieb, während auf der andern Seite die Zärtlichkeit Rosa's für ihre jüngere Schwester sein Herz rührte.

Sein Wohlgefallen und seine Rührung bewegten sich anfänglich freilich nur in den Grenzen der Gefühle, welche ein junger Mann für ein Mädchen hegt, die er für leichtsinnig und für leichte Beute hält; als aber Rosa's Benehmen ihn eines Andern belehrte, entwarf er einen gründlichen Angriffsplan, und begann damit, bei Rosa waschen zu lassen, und als leidenschaftlicher Freund reiner und sorgfältig geplätteter Wäsche täglich ihre Arbeit selbst zu beaufsichtigen.

Einige Monate später dachte er weder an seinen ersten Plan mehr, noch fiel es ihm ein, nach seiner Wäsche zu sehen; aber er besuchte täglich die Schwestern, speiste mit ihnen und

war auf die gründlichste Weise in beide verliebt, ohne mit sich in's Reine kommen zu können, welche in seinem Herzen den Vorrang behauptete. Und es war auch nicht anders möglich, denn auch die beiden Schwestern liebten ihn, wenngleich jede auf ihre Weise.

Sehen wir aber jetzt wieder nach den jungen Leuten, so treffen wir nur Carolina und Antonio in der Stube, und Rosa finden wir inmitten einer Felsengruppe, die, etwa eine Viertelstunde von ihrem Hause entfernt, sich am Abhange einer Schlucht befand, die den Cerro de carretas von dem entgegengesetzten Hügel trennte.

Sie war dorthin gegangen, um nicht zu stören und um nicht gestört zu werden, denn kaum verirrte sich Jemand an jene ziemlich entlegene Stelle, und in der Ferne Vorübergehende konnten sie nicht bemerken, da die Felsen eine Art Höhle bildeten, in welche sie sich zurückgezogen hatte.

Zu ihrer Rechten, auf dem Hügel, der von der Quebrada de Juan Gomez begrenzt wird, glänzten die Palissaden, und die Ruinen des durch Erdbeben zerstörten Forts von Valparaiso, im Scheine der bereits schnell sich senkenden Sonne.

Unter ihr lag ein Theil der Stadt, in der schon jetzt das Leben geräuschvoller zu werden begann, und zu ihrer Linken dehnte sich wieder ein Theil dieser Stadt auf den Höhen aus, meist schlichte Häuser, gleich dem ihrigen, und bewohnt von Armen wie sie.

Dann konnte man den Leuchtthurm erblicken, und das Banner Chiles, welches unfern von diesem stolz im Winde flatterte, und ferner einen Theil der Befestigungswerke des Hafens, und in diesem Hafen selbst Hunderte von großen und kleinen Schiffen, von welchen eben jetzt einige der größten, mit mächtig geschwellten Segeln und getrieben vom Landwinde, hinausfuhren in die weite See, in ferne, fremde Länder.

Draußen aber lag Gottes unendliches Meer, groß, unermeßlich sich dehnend in unendliche Fernen, funkelnd und glänzend in allen Farben, die der Allmächtige mit reicher Hand seiner Welt geschenkt hat, um ihr die Weihe der Schönheit zu geben, und die mit dem Lichtstrahl durch die Unendlichkeit fliegen, Repräsentanten der Pracht, Verbreiter seiner Herrlichkeit.

Und wo nicht der Abglanz des tiefultramarinblauen Himmels die See mit gleicher Farbenpracht schmückte, badeten diese Strahlen des Lichts

sich in den Wellen, indem sie ihnen ihren Glanz schenkten, und sie bald aufblitzen ließen wie funkelndes Gold oder blinkendes Silber, oder sie schmückten mit der Farbenpracht des Smaragds und des Rubins.

Und das junge Mädchen? Blickte es hinaus in diesen Reichthum, in diese Verschwendung von Pracht und Herrlichkeit? Frohlockte es, wie es die Chilenen so gerne thun, jubelte es über die Schönheit seines Vaterlandes?

Die arme Rosa sah nichts von alledem. Sie kauerte auf dem steinigen Boden und hatte ihr Haupt verhüllt mit ihrem Umschlagetuch. Sie war tief bewegt, sie schluchzte nicht, an dem krampfhaften Zittern ihrer Glieder aber konnte man sehen, welch einen gewaltigen Kampf sie mit sich selbst kämpfte. Plötzlich sprang sie auf und enthüllte ihr Haupt. Sie war todtenblaß und schien um Jahre gealtert in wenigen Stunden, dann faltete sie die Hände und blickte nach der Stelle, an welcher ihr bescheidenes Haus lag. Betete sie? Aber der Vorsatz, den sie gefaßt, der Schwur, welchen sie erneut hatte, war ohne Zweifel selbst ein Gebet, das aus dem edelsten Herzen floß.

Sie hatte Antonio geliebt mit dem Herzen

eines Weibes, das zum ersten Male eine ernste Neigung empfindet. Und dieses Herz durchströmte das heiße Blut einer Tochter des Südens, die frei war, die Niemand Rechenschaft zu geben brauchte von ihrem Handeln, als Gott und sich selbst.

Aber sie hatte ihrer Liebe entsagt, ja sie hatte mehr gethan als das, sie wollte weder ihre Schwester noch Antonio ahnen lassen, daß sie eine Neigung gehabt für ihn.

„Er schwankt," hatte sie zu sich selbst gesagt, „er soll nicht länger schwanken! Er soll das Kind lieben und glücklich machen und soll nicht wissen, daß ich — — —"

Sie barg ihr Antlitz auf's Neue und verhüllte ihr Haupt.

Wißt ihr, was es heißt, dem Geliebten verhehlen, daß man ihn liebt? Was es heißt, sich gleichgiltig stellen, während man ihn anbetet? Und das Alles unter den Augen einer Nebenbuhlerin, selbst wenn diese Nebenbuhlerin eine Schwester ist?

Die Eifersucht in der Liebe ist eine Erfindung des Teufels, die Heuchelei in der Liebe ist eine Gewohnheit der Menschen, aber das Entsagen ist ein Vorrecht der Engel.

Ach, die arme Rosa wußte nicht, daß sie einem Engel gleich handelte, sie beabsichtigte auch keineswegs dies zu thun, aber indem sie sich jetzt wieder aufrichtete und ihre Thränen trocknete, schwur sie sich einen theuern Eid, über dem Glück ihrer Schwester zu wachen und — über dem seinigen; und vielleicht gab ihr das Letztere, ohne daß sie sich dessen bewußt war, einen mächtigen Trost.

Dann schritt sie muthig und fest dem Hause zu, laut ein Lied trällernd, als sie näher kam, und als sie eingetreten war, grüßte sie unbefangen und heiter, und schickte sich an, den unvermeidlichen Paraguaythee zu bereiten, dessen Stunde gekommen, da die Sonne bereits sich in die Wogen gesenkt hatte.

Als spät am Abend Antonio nach Hause ging, hatte er den Schritt und die Miene eines Menschen, der endlich mit sich in's Reine gekommen ist und zugleich die Ueberzeugung hat, daß er sich auf dem besten Wege befindet.

„Was war ich für ein Thor," sagte er, „daß ich nur einen Augenblick an diese kalte und gefühllose Rosa denken konnte! Während ich sie zu besuchen komme, läuft sie auf den Bergen umher, weiß Gott, welchen Geschäfts oder welcher

schmutzigen Arbeit wegen! Es ist ein Aschenbrödel, weiter nichts! Aber Carolina —!"

Er begann zu schwärmen, und noch ehe er sein schönes Haus in der Almendral erreichte, stand sein Entschluß fest.

Was Carolina betrifft, so war sie gegen ihre Schwester weder stolz noch herablassend oder gnädig, aber es lag ein wenig von alledem in ihrem Benehmen. Sie hatte mit dem Instinct eines Weibes bemerkt, was in dem Herzen Antonio's vorgegangen war, und wiegte sich in stolzen Träumen. Für Rosa nahm sie sich übrigens vor, zu sorgen. Sie kann bei uns wohnen, dachte sie, und die Hausgeschäfte besorgen. Es paßt doch nicht, daß sie eine Wäscherin bleibt, wenn ich die Frau eines reichen Mannes bin.

Rosa brachte endlich ihre Schwester zu Bett, wie sie es gethan, als jene noch ein kleines Mädchen war, und was sich diese gefallen ließ wie zu jener Zeit, ja fast verlangte. Nachdem sie hierauf die kleinen häuslichen Geschäfte geordnet hatte, die noch zu besorgen waren, trat sie an's Fenster.

Der Mond warf sein volles, fast blendendes Licht über die Stadt, aus der einzelne Klänge Musik und frohe Menschenstimmen an ihr Ohr schlugen.

Im Hafen und draußen auf der See spielten die Strahlen des Mondlichts mit den Wellen, weniger prunkend als vorher die Sonnenstrahlen, und tändelnd mit den Nebelschleiern, die unter dem Hauche des leichten Nachthimmels über die See flogen, kommend und verschwindend in tausendfachen, märchenhaften Formen.

Rosa hatte nicht ihr Haupt verhüllt wie vor einigen Stunden dort unter den Felsen, aber sie blickte dennoch wieder nicht auf die Stadt unter ihr, und nicht das auf Meer und die nächtlichen Reihen der Nebelgestalten. Sie sah nach der Almendral lange, lange Zeit. Dann fuhr sie plötzlich rasch mit der Hand an ihre Brust, sie heftig pressend, als habe sie einen jähen Schmerz empfunden, und seufzte dann tief auf, tief und lange Athem holend und zitternd, wie man es bisweilen bei ähnlichen Gelegenheiten thun soll, und dann — dann suchte auch sie schweigend ihr Lager.

Wenn Antonio sie so belauscht hätte, wäre er vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß dieses Aschenbrödel auch ein Herz in seiner zitternden Brust bewahre, aber er sah es nicht, denn er lag in seinem schönen Hause in der Almendral, süß schlummernd und gewiegt von reizenden Träumen des Glücks und der Freude.

Wir sehen diese Träume, welche sich nicht immer verwirklichen, bei unseren Freunden in der That in Erfüllung gegangen, wenn wir uns einige Monate später auf die Hacienda des Don Antonio begeben, wohin dieser Letztere seine junge Frau geführt hatte, um die Flitterwochen mit ihr zuzubringen.

Es giebt Haciender in Chile, welche jährlich ihre 10—15000 spanische Thaler eintragen. Diese Haciender sind von ungebranntem Lehm erbaut, was hinsichtlich der Erdbeben höchst vortheilhaft ist, aber auch zugleich leidenschaftlich von den Insecten, die unsere Nachtruhe stören, geliebt wird. Rechts und links von diesem Gebäude befinden sich die Vorrathshäuser, die Wohnungen des Majordomo und der Peons, d. h. der Knechte, Schuppen und andere Unentbehrlichkeiten. Blumen, Bäume und andere überflüssige Dinge findet man kaum, hingegen sind draußen, vor dem Gehöfte, ausgedehnte Felder, die das sechzigfache Korn tragen, trotzdem sie noch nie gedüngt worden sind, eine Sache, bei welcher unseren Gutsbesitzern das Wasser im Munde zusammenläuft, während die Agriculturchemiker zweifelnd die Köpfe schütteln, und nach der unvermeidlichen Phosphorsäure fragen. Freilich zieht sich durch alles dies

eine belebende Ader, der Arm eines von den Cordilleras kommenden Flusses, ein wilder, unbändiger Sohn des Gebirges, den man aber gezähmt hat im Flachlande und zu Knechtsdiensten gezwungen. Zersplittert in tausend kleine Aeste und Aestchen, tränkt er die Scholle, auf die nur in seltenen Fällen Regen fällt, die aber dafür von der Sonne geglüht, zersetzt und mundgerecht gemacht wird für die Weizenpflanze, die jetzt im Stande ist, jenen enormen Ertrag zu liefern.

Man wird uns diese ein wenig an eine wissenschaftliche Theorie erinnernde Angabe vielleicht verzeihen, da wir, mit zwei Worten, eines jener Landgüter zu schildern versuchten, welche die Fruchtbarkeit Chiles repräsentiren; aber wir können unserem Antonio und seiner jungen Frau nicht zumuthen, jene Zeit der süßesten Schwärmerei und der reizendsten Täuschungen auf einer solchen nüchternen Hacienda zuzubringen.

Die Besitzung, auf welche Antonio seine junge Frau führte, lag in einer reizenden und romantischen Gegend, das Dach der Hacienda war von einigen riesenhaften Feigenbäumen beschattet, unter ihrer Veranda wuchs eine Gruppe von Pfirsich- und Orangenbäumen, und die Wände des Hauses waren überzogen mit prächtig blühenden Schling-

gewächsen und mit Weinreben, zwischen deren zierlich geformten Blättern die schöne dunkelblaue Traube von Conception glänzte.

Dies Alles hatte der Zufall so gefügt, denn man hatte vielleicht daran gedacht, Feigen, Orangen und Trauben zu ziehen, romantisch aber wollte man das Ganze gewiß nicht machen. In einem Lande, in welchem die künstlichen Zustände noch nicht die Herrschaft über die natürlichen errungen haben, treibt man keine Romantik; man giebt dem Herrnhause auf einem Landsitze gewiß nicht den Anschein eines Bauernhauses, man errichtet aber keine Eremitagen und künstlichen Wasserfälle, man affectirt vielmehr eine Cultur, die nicht vorhanden, oder erst im Entstehen begriffen ist.

Man kann dieses Bestreben den Fortschritts- oder den Nachahmungstrieb nennen; so viel ist indessen sicher, daß, trotzdem die Bewohner eines solchen Landes einen lebhaften Sinn für die Schönheiten ihrer noch unverfälschten Natur haben, sie sich dessen dennoch nicht vollständig bewußt sind.

Als Carolina auf der Hacienda ihres Mannes angekommen war, gerieth sie in ein schwärmerisches Entzücken, und während sie abwechselnd weinte und lachte, sprang sie bald an ein Fenster

und streckte die Hände gegen das Flachland von Chile aus, welches im Sonnenschein glänzend vor ihr lag, oder gegen die Cordilleren, die auf der einen Seite sich in riesigen Massen zum Himmel erhoben, bald flog sie an die Brust Antonio's, nicht mehr lachend und nicht weinend, aber ihn mit ihren Küssen fast erstickend. Dann musterte sie den Hausrath, der sich auf der Hacienda vorfand.

In dem Hause eines reichen Chilenen findet man Möbel aus Europa, bisweilen zusammenpassend, bisweilen nicht, stets aber theuer bezahlt, und während der Besitzer mit Wohlgefallen auf diese Dinge sieht, die uns Europäern alltäglich sind, blicken wir hingegen mit Verwunderung auf die Menge der aus edlen Metallen gefertigten Geräthe, welche nicht selten eine Wand des Speisezimmers fast vollständig bedecken.

Neben silbernen Schüsseln, Tellern, Fruchtkörben, Flaschen, Bechern aller Art, Tafelaufsätzen, Kühlwannen, und anderen zur Bestellung einer Tafel gehörigen Dingen erblicken wir fabelhafte Gegenstände, deren Bestimmung uns ein Räthsel und vielleicht auch dem Besitzer unbekannt ist, und wir begreifen nicht, wie es den Vätern der gegenwärtigen Besitzer möglich war, sich in ihren

Stuben zu bewegen, wenn wir hören, daß alle diese Schätze nur ein schwacher Abglanz des früheren, vor der Revolution herrschenden Reichthums sind.

Alle diese Dinge waren Carolina nichts Neues, im Hause ihres Vaters hatte, ehe die unheilvolle Katastrophe eintrat, der gleiche Luxus geherrscht. Aber der Besitz war ihr neu. Als sie noch ein Kind war, hatten fremde Menschen, scheltend und schlimme Reden ausstoßend, vor ihren Augen diese silbernen Gefäße hinweggetragen. Als Jungfrau hatte sie ihre Erbsen aus einem armseligen irdenen Topfe gegessen — und jetzt! Jetzt war sie als junge Frau wieder im Besitz des gleichen Reichthums! Sie sprang wie ein Kind auf die schwellenden Kissen des Divans, sie warf muthwillig das Silbergeräth durch einander und entlockte dem Wiener Flügel, da sie keine Note zu spielen verstand, grauenhafte Töne.

Wer die Seligkeit kennt, einen geliebten Gegenstand glücklich gemacht zu haben, begreift die Stimmung Antonio's.

Und Rosa? Sie war mit den Neuvermählten auf die Hacienda gezogen, und jetzt überließ sie die Beiden sich selbst und ihrem Glück, und nahm sich der häuslichen Geschäfte an, welche jene zu

besorgen im gegenwärtigen Augenblicke freilich keine Zeit fanden.

Wir überspringen den Zeitraum von fast einem Jahre und finden unsere Freunde wieder auf derselben Hacienda, auf welcher wir sie verlassen haben.

Antonio hatte während dieser Zeit seine junge Frau sowohl nach Valparaiso, als auch nach Santjago geführt, man hatte die Wäscherin vergessen oder that wenigstens so, und sah nur die Tochter des Sennor Montannas in ihr, und die Frau des Don Antonio, welche man reizend und liebenswürdig fand, und Antonio selbst, der diese Ansicht theilte, war überglücklich.

Dann traten Zweifel ein, nicht zwar seines Glücks halber, sondern er fragte sich einfach, ob dieses Glück nicht um etwas Weniges billiger zu haben sein sollte.

Dann fragte er sich, ob es ihm möglich sein werde, die Kosten desselben auf die Dauer bestreiten zu können, und nach einiger Zeit gewann er die Ueberzeugung, daß sein Schicksal das des Sennor Montannos sein werde, wenn es ihm nicht gelingen würde, die Tochter dieses Sennor, seine liebe Frau, von den Pfaden abzubringen, welche ihr Vater früher betreten hatte.

Was vielleicht schlimmer als all' dieses, war, daß er Vergleichungen anstellte zwischen Rosa und Carolina, und daß das Resultat höchst ungünstig für die Letztere ausfiel.

Carolina, berauscht von dem Reichthum ihres Mannes, war eine Verschwenderin geworden. Antonio, berauscht von Liebe, hatte sie allzu lange gewähren lassen, und endlich: Rosa, die nüchtern geblieben war hinsichtlich des Reichthums und betreffs der Liebe nur deren Bitteres gekostet hatte, machte die Vermittlerin zwischen Beiden, weshalb Antonio sie zu lieben und Carolina gering zu schätzen begann.

So war heute, wie es schien, nur Hader und Unfriede in die Hacienda eingekehrt, denn Carolina saß erhitzt und aufgeregt auf einem Sopha, während Rosa auf dem Boden kniete und bemüht war, mehrere schwere Seidenstoffe und eine Menge kleiner Luxusartikel zusammenzusuchen, welche kurz vorher dorthin geschleudert worden waren.

„Behalt's nur!" rief jetzt Carolina heftig. „Behalte Alles! Ich weiß es, er giebt Dir's doch lieber als mir!"

Sie begann jetzt heftig zu weinen.

Rosa las, stets noch auf dem Boden knieend, die zum Theil zerknitterten und beschmutzten Stoffe

zusammen, suchte sie möglichst zu reinigen und wieder in die ursprünglichen Falten zu legen, und erwiderte kein Wort; als aber ihre Schwester, jetzt fast laut schreiend, ihre vorigen Worte wiederholte, sagte sie ruhig: „Du weißt recht gut, daß ich nicht ein einziges Stückchen von alledem da haben will, aber ich will auch nicht, daß Antonio Hunderte von Thalern ausgeben soll für nichts!"

„Was geht Dich Antonio an?" rief Carolina gellend. „Was kümmert Dich das Hauswesen, was Antonio's Ausgaben? Ich bin die Frau, und Du, Du bist nichts weiter als — —" Sie verschluckte das Wort, oder sie fand keins, was ihr passend erschien.

Auch Rosa schwieg; als sie aber ein so eben von ihr sorgfältig geglättetes Stück Seidenzeug auf den Tisch gelegt hatte, und Carolina mit Heftigkeit dasselbe wieder auf den Boden schleuderte, sagte sie unwillig:

„Du bist wie ein unartiges Kind, und schlimmer noch als dieses!" Und sie wandte sich, um das Zimmer zu verlassen.

In diesem Augenblicke trat Antonio ein.

„Was giebt's?" sagte er mit der Miene eines Mannes, der bereits Alles errathen hat.

Carolina warf sich ihm stürmisch entgegen und brach in einen Strom von Klagen aus. Sie habe sich durch Pedro, den Knecht, einige nothwendige Dinge aus der Stadt bringen lassen, sagte sie, und Rosa habe ihr, wie gewöhnlich, die bittersten Vorwürfe über ihre Verschwendung gemacht, jetzt wolle sie gar nichts von all' diesen Sachen haben — —

Antonio unterbrach sie: „Es wird auch ohne Zweifel nicht nöthig sein!" sagte er ernst. „Du hast genug von solchen Dingen und meine Kasse ist sehr, sehr erschöpft!"

„Oh," rief jetzt Carolina, „laß mich fort, laß mich wieder eine Wäscherin werden! Diese ewigen Vorwürfe! Wie glücklich war ich, als ich mit meiner Hände Arbeit mein Brot verdiente!"

Der Moment war ernst, wenigstens unangenehm in hohem Grade; als aber die junge Frau von dem selbstverdienten Brote sprach, flog ein leichtes Lächeln über die Züge Antonio's. Er wußte, daß Rosa dieses Brot für Beide verdient hatte.

Aber Carolina errieth wohl, was dieses Lächeln bedeutete, sie verließ geräuschvoll und schlimme Worte ausstoßend das Gemach.

Antonio, der wieder ernst geworden, war

allein mit Rosa, welche, immer noch schweigend, sich beschuldigte, die Ursache des Haders zu werden. Er blickte sie eine Zeit lang trübe an, dann sagte er wie in Selbstvergessenheit, dennoch aber zu ihr gewendet:

„Ach, Rosa, wäre ich mit Dir nicht glücklicher geworden?"

„Nein!" rief sie hastig, „nein, gewiß nicht! Ich habe viel schlimmere Seiten als sie! Sie ist nur leichtsinnig, heftig — sie wird sich gewiß ändern!"

„Und Du?" sagte Antonio mit einer Leidenschaft, die Rosa erbeben machte, „Du wirst Dich nicht ändern, denn Du bist ein Engel und wirst ein Engel bleiben! Oh, ich weiß jetzt Alles, ich sehe Alles und — wie war ich blind!"

Rosa war heftig erschrocken. Er wußte Alles! Er hatte ihre Liebe erkannt, ihre Aufopferung! Mitten in ihrem Schrecken, in ihrer Angst war es wieder, als sei sie nie so glücklich gewesen, als müsse sie laut aufjubeln. Aber sie bezwang sich, sie verbarg ihre Besorgniß und ihre Seligkeit.

„Du mußt nicht so thöricht sprechen, Antonio!" sagte sie.

Die Frauen können das. Im Guten und im Schlimmen vermögen sie ihre Gefühle zu ver-

bergen, vorzugsweise in Herzensangelegenheiten. Die Männer hingegen sind — wie sagen wir nur gleich — aufrichtiger? täppischer? rücksichtsloser? Aber kein einziges dieser Worte will unser Wesen recht bezeichnen.

Wir sagen daher einfach, was Antonio that. Er sprang auf Rosa zu, umfaßte sie, preßte sie, trotz ihrer Gegenwehr, an sich und rief: „Ja, ich weiß es, Du hast mich geliebt, mehr als sie! Du liebst mich noch, und nur ihretwegen —"

Sie hatte sich jetzt befreit von ihm, unsanft fast, und sagte mit gepreßter Simme: „Sei nicht wieder so, Antonio, sonst muß ich Dein Haus verlassen!" Dann glitt sie rasch aus dem Zimmer.

Er blieb zurück und es fiel ihm erst jetzt ein, daß sie seine Schwägerin sei, oder besser: die Bedeutung dieser Verwandtschaft fiel ihm ein und zugleich schwer auf's Herz. Auch fragte er sich, einfältigerweise, ob er sich nicht getäuscht habe, ob sie ihn wirklich liebe und sich in der That aufgeopfert habe, wie es ihm vorher, in einem lichten Augenblicke, geschienen hatte.

Inzwischen packte er die Stoffe und die anderen aus der Stadt gekommenen Gegenstände zusammen, und Pedro trabte kurze Zeit darauf

aus den Thoren der Hacienda, sie dorthin zu bringen, woher sie gekommen waren.

Nach einiger Zeit war Frieden im Hause, äußerlicher wenigstens. Man zankte sich nicht, und es war selbst möglich, daß man glücklich war, da das Aeußere dieses Zustandes, den man Glück nennt, sich in mannichfachen, oft sehr eigenthümlichen Formen bewegt.

Eine besondere Heiterkeit war indessen auf der Hacienda nicht zu bemerken.

Antonio war am Morgen, eines Geschäfts wegen, nach der Stadt geritten, und die beiden Schwestern, welche schon des Tages über wenig zusammen verkehrten, trennten sich beim Einbruch der Nacht zeitiger, als es sonst in Chile der Fall zu sein pflegt. Carolina hatte sich auf ihr Zimmer begeben, sie hatte Kopfschmerzen und wollte sich zu Bett legen; aber Rosa, welche der Schlaf floh, suchte ihren Lieblingsplatz auf, ein kleines, gegen das Gebirge zu gelegenes Gemach, in welchem sie oft herbe Nächte zu verträumen pflegte.

Die Stelle war in der That geeignet zum Träumen und Schwärmen. Man war dort vor Allem einsam, denn Antonio's und Carolina's Schlafgemach lag gegen das Flachland zu, und

die Wohnungen der Knechte befanden sich ebenfalls auf jener Seite. Von diesem kleinen Gemach sah man auf einen schmalen, aber gegen die Berge hin in ziemlicher Länge verlaufenden See, eine große Seltenheit bei einer chilenischen Hacienda. Aber der Arm eines Cordilleraflusses der die Felder der Hacienda bewässerte, hatte dort zwischen steilen Felsenwänden, zum letzten Male seine Freiheit benutzend, sich ausgebreitet, und während seine felsigen Ufer mit Bäumen und Buschwerk bekränzt waren, stieg hinter diesen Vorposten des Gebirges, zum Himmel strebend, die riesige Kette der Anden empor.

Die Nacht war längst hereingebrochen, klar, sternenhell und prachtvoll wie eben eine chilenische Nacht, erfrischend, aber nicht kühl, durchwürzt von tausend balsamischen Düften, die das bewaldete Gebirge sendete, und beleuchtet von Millionen Sternen, die, eben so viele blitzende Juwelen, am tiefdunkelblauen Himmel funkelten.

Mechanisch hatte Rosa ihre Blicke nach den Cordilleren gewendet und dem periodisch wiederkehrenden Aufblitzen der Feuerberge zugesehen, dem sogenannten Leuchten der Vulkane, welches, fernem Wetterleuchten gleich, auf einzelne Augenblicke den nächtlichen Himmel erhellte.

Aber allmälig ward dies Leuchten schwächer und schwächer; es begannen sich einzelne schneeige Kuppen der Anden zu versilbern, und nach kurzer Zeit war der Mond heraufgestiegen, die nächtliche Landschaft mit anderen Tinten färbend, hier helleres Licht, dort tieferen Schatten bringend, die Perspective verändernd, und überhaupt jenen phantastischen Zauber zu verbreiten, den sein Licht allenthalben ausgießt über die Erde, über den Süden wie über den Norden: über die wilden Felsengeklüfte des Gebirges, über die duftenden Blumenbeete eines sorgfältig gepflegten Gartens, über die einsame Heide und den Moorgrund, über den lieben deutschen Buchenwald mit seinen glänzenden Stämmen und seinem moosigen Boden, über das Conglomerat von Wundern, welches man den Urwald nennt, und endlich über jene unendliche Wasserwüste, über das Meer, gleichviel, ob sich seine Wogen spiegelglatt ebnen in einer tropischen Nacht, oder ob sie beim Cap Horn mit tobender Brandung gegen schwarze Basaltfelsen donnern.

Rosa blickte jetzt nach dem See. Wir wissen nicht, suchte sie dort irgend etwas Bestimmtes, oder that sie es unwillkürlich, weil sein Spiegel wie flüssiges Silber funkelte und glänzte.

Aber sie schien nicht heiter gestimmt zu werden durch den reizenden Anblick, ja sie seufzte tief auf.

„Oh,“ sagte sie dann mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, „oh, sie betrügt ihn! Nicht genug, daß sie sein Vermögen vergeudet und ihm sein Haus zur Hölle macht, sie täuscht ihn auch noch auf schmähliche Weise! Dieser Arenas, dieses Mittelding zwischen einem Sennor und einem Peon, dieser einfältige und rohe Mensch, sie zieht denselben ihm vor, ihm!“

Sie barg das Antlitz in ihren Händen, nach einer Weile aber fuhr sie fort:

„Und ich, ich, die ich ihn liebe, anbete, täusche ich ihn nicht auch? Helfe ich ihn nicht auch betrügen? Hätte ich nicht längst ihm schon Alles enthüllen sollen, da mein Bitten und mein Flehen bei Carolina nur Vorwürfe und heftige Scenen hervorrief?“

Sie blieb eine Zeit lang stumm und in tiefe Gedanken versunken, dann schüttelte sie leise das Haupt.

„Nein,“ sagte sie, „ich will's nicht thun! Ich will meinen Schwur erfüllen bis zum Ende! Ich hoffte sie Beide glücklich zu machen — daß sie es nicht geworden sind, ist nicht meine Schuld! Aber

ich will nicht trennen, was ich geeinigt habe! Ich will ausharren!"

Sie brütete dumpf vor sich hin, aber plötzlich fuhr sie auf und blickte mit angestrengter Aufmerksamkeit auf den See. Nebel hatten sich auf seine Fläche gesenkt, die ruhig und unbeweglich auf ihr lagen und mit ihrer fast blendend weißen Farbe grell abstachen gegen die dunkeln, hohen und abschüssigen Felswände der Ufer, die das Mondlicht kaum treffen konnte. Der vordere Theil der Oberfläche des Sees, der noch nicht vom Nebel bedeckt war, lag einem Spiegel gleich ruhig und eben da, aber jetzt war es, als furche sich diese vorher so glatte Fläche; einzelne Streifen flogen über sie hin, denen andere häufiger und rascher folgten, und das Bild des Mondes schien zersplittert zu sein, und in tausend glänzenden Trümmern auf den Spitzen der kleinen Wellenberge zitternd zu schweben.

Zugleich erschien ein dunkler Gegenstand, den bisher der Nebel noch verborgen, auf der Mitte des Wassers, und näherte sich ziemlich rasch dem Ufer. Es war ein Boot, das ein Mann mit einem Doppelruder lenkte, der offenbar beabsichtigte, an dem durch einiges Buschwerk verdeckten Landungsplatze unweit der Hacienda anzulegen.

„Der Unverschämte!“ murmelte Rosa. „Es ist Arenas, der von Antonio's Abwesenheit in Kenntniß gesetzt ist und sie zu besuchen kommt! Aber ich will hinunter und ihm Vorstellungen machen — vielleicht — —“

Sie hatte sich, während sie diesen Entschluß faßte, bereits halb erhoben, um dem Kommenden entgegenzueilen, aber jetzt hemmte sie plötzlich ihre Bewegung.

Der Platz unter ihrem Fenster war nicht so einsam, wie sie dachte.

Ein Mann huschte, mit der Behendigkeit einer Katze, längs der Hacienda auf eine kleine Felsengruppe zu ihrer Rechten zu, welche unweit des Landungsplatzes lag, und dort angelangt, verschwand er.

Fast gleichzeitig sah sie, wenn auch nur auf einen Augenblick, zur Linken, auf der andern Seite des Ufers, zwei Schatten über den gelben Sand des Gestades gleiten und ebenfalls wie jener erste verschwinden.

Es war klar, daß alle drei Männer trachteten, von dem im Boote nicht gesehen zu werden, denn sie hatten den Zeitpunkt abgewartet, wo er so nahe gekommen sein würde, daß sie durch das Buschwerk des Landungsplatzes vor seinen Blicken

geschützt waren. Seine Ankunft mußte ihnen bekannt sein, sie legten ihm einen Hinterhalt — war es noch zu bezweifeln, daß Antonio diese Maßregeln getroffen, daß ihm die Untreue seiner Gattin kein Geheimniß war?

Rosa's Herz pochte so heftig, daß sie kaum athmen konnte.

Indeß was sollte sie thun? Zu ihrer Schwester eilen? Wahrscheinlich aber hatte man auch dort bereits die geeigneten Maßregeln getroffen, und wenn nicht, was half es, wenn sie ihr sagte, was im Werke sei?

Sie war rathlos.

Jetzt hatte das Boot das Ufer erreicht, und während Rosa erwartete, daß der in den Felsen versteckte Mann sich sogleich auf den Aussteigenden stürzen und ein Kampf beginnen würde, erfolgte nichts von alledem, sondern der an's Land Getretene schritt unbelästigt und offenbar vollkommen sorglos auf die Hacienda zu.

Es war, wie sie jetzt deutlich sehen konnte, wirklich Arenas, und da auch die beiden auf der andern Seite des Weges versteckten Männer sich ruhig verhielten, näherte er sich rasch dem Eingange; noch ehe er aber das Thor erreicht hatte, sah sie, daß der unfern des Bootes verborgene

Mann dieses bestiegen und eine kleine Strecke in den See hinausgefahren war.

Jener Posten hatte also keinen andern Zweck, als dem etwa flüchtigen Arenas die Flucht auf diesem Wege unmöglich zu machen.

Mittlerweile aber war der Ungenannte eingetreten, und Rosa eilte jetzt flüchtigen Fußes in ihr Schlafgemach.

Sie wußte, daß jetzt, in wenigen Augenblicken, die Katastrophe hereinbrechen und daß man sie dort aufsuchen würde.

Man suchte sie wirklich auf.

Nach Verlauf von vielleicht einer Minute, die ihr freilich wie eine Ewigkeit erschien, entstand plötzlich ein furchtbarer Lärm, und sie begriff, daß man jetzt den Eindringling ergriffen haben mußte; aber während sie mit klopfendem Herzen bei sich berieth, ob sie hinzueilen oder das Weitere abwarten sollte, vernahm sie, daß, wie es den Anschein hatte, der ganze Haufen der lärmenden und tobenden Männer sich ihrem Gemache nahe.

Einige Augenblicke später wurde die Thür desselben aufgerissen, und man drang ein.

Arenas, gehalten von vier Knechten, bleich, mit gesträubtem Haar und im Gesicht aus einer

kleinen Wunde blutend. Neben ihm Antonio, keuchend und in einem Zustande der furchtbarsten Aufregung, der maßlosesten Wuth.

Hinter dieser Gruppe Carolina im Nachtkleide, ebenfalls bleich wie der Tod und mit weitgeöffneten Augen, aber mit fest zusammengekniffenen Lippen.

Einige andere Knechte, bewaffnet wie jene, welche Arenas gefaßt hatten, und die Dienerin Carolina's, zitternd und wehklagend, waren mit in das Gemach gedrungen und umstanden die Hauptpersonen.

Jetzt schien sich Antonio in so weit wieder gefaßt zu haben, daß er wenigstens sprechen konnte, und er rief, wenngleich sichtlich nach Athem ringend: „Sprich, Rosa, sprich, ist es wahr, was diese hier zu sagen wagte?"

Er zeigte bei diesen Worten auf Carolina.

Es war jetzt plötzlich eine Todtenstille eingetreten. Auch Carolina sprach nicht, aber sie blickte mit ihren großen, dunkeln Augen starr auf Rosa.

Sie baten und flehten nicht, diese Augen, aber sie sagten: „Meine Ehre, mein Leben vielleicht, liegt in Deinen Händen, die Ehre, das Leben Deiner Schwester, Deiner kleinen Carolina.

Willst Du sie ehrlos machen? Kannst Du sie tödten?"

„Und was sagte sie?" sprach jetzt Rosa tonlos.

„Oh," rief Antonio, „sprich, daß es nicht wahr ist, daß es eine Verleumdung ist! Sage, daß sie gelogen hat, wie sie es immer thut! Die Besuche dieses Elenden, der sich einschleicht, sobald ich den Rücken wende, hätten Dir gegolten und nicht ihr! Daß alle ihre Bitten, nicht so zu handeln, fruchtlos gewesen wären —"

Antonio hielt inne, denn die Todtenblässe Rosa's ging so rasch in das glühendste Roth über, daß er trotz seiner Aufregung dennoch erschreckt wurde. Sie aber schritt, nachdem einige Secunden lang wieder eine lautlose Stille eingetreten war, langsam vor, bis zu Antonio, und sprach mit dumpfer Stimme:

„Es ist so, wie sie sagt!"

Antonio stieß einen Schrei aus, einen mehr wehklagenden als zornigen. Daß sie sich abermals aufopfere, kam ihm nicht in den Sinn. Ihr ganzes Leben, so schien es ihm jetzt, war nichts gewesen als eine Kette von Trug und Heuchelei. Sie hatte listig und schlau die sich Aufopfernde gespielt, selbst vielleicht Neigung zu

ihm durchblicken lassen, um ihn desto sicherer täuschen, desto ungestörter betrügen zu können.

Das preßte ihm jenen Schrei des Schmerzes aus. Aber dann behauptete auch die Entrüstung ihr Recht.

Man nimmt es in Chile, ja fast unter allen warmen Himmelsstrichen nicht so gar ängstlich mit Herzens- und Liebesgeschichten.

Unter anderen Verhältnissen wäre ein klein wenig Courmachen, wenn auch verbunden mit nächtlichen Wasserpartien, der Sennorita cunnada, der Schwägerin, so schlimm nicht angerechnet worden. Aber dieser Arenas war ein wenig geachteter Mensch, der Inquilino, der Zinspflichtige eines benachbarten Haciendenbesitzers, und ein Mann, der die Jugendjahre bereits hinter sich hatte.

Und einen solchen Menschen hatte sie ihm vorgezogen, seine Gattin in schlimmen Verdacht gebracht und seinen häuslichen Frieden fast zerstört! Er sagte ihr alles das mit wenig gewählten Worten, dann mit schmähenden und endlich in höchster Wuth, er rief ihr zu, daß sie sein Haus verlassen müsse, er wolle keine solche Dirne beherbergen unter seinem Dache — fort müsse sie, morgen schon!

„Ich gehe,“ hatte sie gesagt, „ich will gehen!“ Am liebsten hätte sie sogleich seinem Befehle gehorcht, aber sie war bewußtlos niedergesunken.

Was den unglücklichen Arenas betraf, so schätzte er sich glücklich, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein. Man prügelte ihn ein wenig und warf ihn aus dem Hause, worauf er sich schleunigst in sein Boot begab und unter der romantischsten Umgebung von der Welt, zwischen dunkeln, drohenden Felsen, auf silbernen Wogen und beleuchtet von der keuschen Luna, der Beschützerin aller Liebenden, eilfertig den Heimweg antrat, indem er schwur, sich nicht mehr auf solche Weise heimleuchten zu lassen.

Am andern Morgen begann Antonio seine Hitze zu bereuen, und er schickte nach Rosa, um zu fragen, wie sie sich befinde. Auch wegen des „aus dem Hause Jagens“ hatte er seine eigenen, ziemlich versöhnlichen Gedanken.

Aber Rosa war verschwunden.

„Man sollte doch eigentlich zu erfahren suchen, wo sie sich hingewendet!“ sagte er zögernd zu Carolina.

Aber diese umschlang ihn liebevoll, wie seit langer Zeit nicht mehr.

„Laß sie ziehen,“ sagte sie mild, „laß sie

ziehen! Nur zu oft stand sie zwischen uns, und mir graut, wenn ich denke, in welchen Verdacht ich fast gekommen wäre ihretwegen!"

Er ließ sie ziehen und erfuhr nach einigen Wochen, daß sie als Novize in ein Nonnenkloster zu Santjago getreten.

Sie hatte redlich gekämpft, die Mission zu erfüllen, die sie sich selbst gestellt. Aber diese Erfüllung ihres heiligen Gelübbdes war auf gewaltsame Weise unterbrochen worden. Sie war zur Unmöglichkeit geworden durch ihr letztes, durch ihr größtes Opfer.

Vielleicht war es überhaupt gut, daß sie gegangen war. Sie gestand sich das bisweilen selbst zu.

Das ist das Ende meiner Geschichte.

Es ist unbefriedigend, dieses Ende, und ich muß dies hier selbst eingestehen, denn ich vermag nicht zu berichten, ob Antonio und Carolina nach so vielen Mißverständnissen wieder vollkommen so glücklich geworden, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe.

Vielleicht mag man mich aber ein wenig entschuldigen, wenn man einen Blick auf den einfachen Titel wirft, welchen ich meiner Geschichte gegeben habe: „Eine Schwester."

Ich wollte so anspruchslos wie dieser Titel die schwesterliche Liebe und die aufopfernde Treue dieser Einen erzählen, nicht das Leben der Andern verfolgen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Wickede, Jul. von, Die Heeresorganisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Officiere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete. Gr. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.

Winterfeld, A. von, Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. 1½ Thlr.

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5½ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr.
Wohlfeile Volksausgabe. gr. 8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.